Der Gottesbegriff in der Gegenwart und Zukunft.

Der Gottesbegriff

in der Gegenwart und Zukunft.

Ein Versuch zur Verständigung.

Von

Maurice Reinhold von Stern.

Sanabilibus aegrotamus malis,
nosque in rectum genitos natura,
si sanari velimus, adjuvat.
Seneca.

Zürich 1887.
Verlags-Magazin.
(J. Schabelitz.)

Im Verlags-Magazin (J. Schabelitz) in Zürich ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Klapka, Georg, Aus meinen Erinnerungen. — 6 Mk. 50 Pf. = 8 Fr.

„Bietigheim," oder: **Der Krieg von 1890—91. Seine Ursachen, Kosten und Folgen.** Autorisirte Uebersetzung nach der amerikanischen Original-Ausgabe von Kenneth McQueen, I. O. O. F. — 2 Mk. 40 Pf. = 3 Fr.

Der wahre Winkelried oder die Taktik der alten Urschweizer. Von Karl Bürkli, a. Landwehrhauptmann. — 1 Mk. 20 Pf. = 1 Fr. 50 Cts.

Gegen unsere Kolonialpolitik. Ein ruhiges Wort in bewegter Zeit. Von Jens L. Christensen. — 70 Pf. = 80 Cts.

Volk und Heer — unsere Wehr. Entwurf einer Wehrorganisation auf der Basis einjähriger Präsenz-Dienstzeit. Ein Mahnruf an die deutsche Volksvertretung zur Septennatsberathung. Von einem preußischen Offizier. 80 Pf. = 1 Fr.

Die Einsichtslosigkeit des Herrn Schäffle. Drei Briefe an einen Volksmann als Antwort auf „Die Aussichtlosigkeit der Sozialdemokratie". Von Hermann Bahr. — 1 Mk. 20 Pf. = 1 Fr. 50 Cts.

In der besten der Welten. Naturalistisch-soziales Lebensbild aus unsern Tagen. Von Walther Friedheim. — 80 Pf. = 1 Fr.

Mene Tekel! Harmlose Reimereien eines Modernen. Von Otto Ehrlich. — 1 Mk. 20 Pf. = 1 Fr. 50 Cts.

Gesammelte Erzählungen. Von Malwida v. Meysenbug, Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin". — 3 Mk. = 4 Fr.

Die Familie Obnoskow. Roman von Michailow. Aus dem Russischen übersetzt von Ed. Gottheiner. — 2 Mk. = 2 Fr. 50 Cts.

Zur Frage der Valuta-Regulirung in Oesterreich-Ungarn. Von Franz Perl. — 1 Mk. = Fr. 1. 25 Cts.

Mitregenten und fremde Hände in Deutschland. — 60 Pf. = 75 Cts.

Deutschlands Zukunft. Träumereien eines sonderbaren Schwärmers. Von Siegebert Salzig. — 60 Pf. = 75 Cts.

Unter dem Sargdeckel. Fragmentarische Enthüllungen aus dem großen *** Nichts ***, genannt: □, vulgo „Freimaurerlogen". Nebst einer kurzen Blumenlese aus »Tant de bruit pour une omelette« genannt: Encyklika des Papstes Leo XIII. gegen die Freimaurer. Von „Bruder" Narrenfeind. — 1 Mk. = 1 Fr. 25 Cts.

Der Gottesbegriff
in der Gegenwart und Zukunft.

Ein Versuch zur Verständigung.

Von

Maurice Reinhold von Stern.

Sanabilibus aegrotamus malis,
nosque in rectum genitos natura,
si sanari velimus, adjuvat.
Seneca.

Zürich 1887.
Verlags-Magazin.
(J. Schabelitz.)

Die Moral.

Der Tod der Dogmen ist die Geburt der Moral.
Kant.

An eine endgültige Definition des Begriffs, der sich hinter dem Worte „Moral“ verbirgt, ist im Ernst nicht zu denken, und zwar, weil es sich hierbei überhaupt nicht um e i n e n bestimmten, absoluten Begriff, sondern um eine Unmasse äußerst verschiedenartiger, variabler Erscheinungen handelt. — Es hieße den Rahmen dieser Abhandlung überschreiten, wollte der Verfasser für diese banale Wahrheit noch erst den Nachweis liefern; diese Arbeit kann füglich den Ethnologen überlassen werden. Der bloße Hinweis auf die erwiesene Thatsache, daß selbst unter den Kulturvölkern, welche in gegenseitiger Wechselwirkung stehen, eine vollkommene Congruenz der Moralbegriffe nicht nachweisbar ist, könnte beinahe als genügend angesehen werden. Ungeachtet dessen will es sich der Verfasser nicht versagen, die Richtigkeit der These von der Undefinirbarkeit der Moral als absolutem Begriff durch einige Beispiele zu illustriren. — Man braucht zu diesem Behuf nicht erst, wie es Dr. Ludwig Büchner thut, das Beispiel von den nomadisirenden Wilden zu citiren, bei denen die Tödtung altersschwacher Eltern für eine preiswürdige Handlung angesehen wurde; — es ist auch mehr als zweifelhaft, ob ein solches Beispiel ein passendes und überzeugendes genannt werden darf. Nach der Meinung des Verfassers könnte dasselbe nur als ein Beweis für die Vervollkommnungsfähigkeit der Moralbegriffe im Zustand der Sozialbilität angesehen werden, nicht aber auch für die Behauptung, daß die Moral als absoluter Begriff überhaupt nicht gedacht werden kann, noch darf. Für diese Behauptung müssen vergleichende Beispiele aus der Gegenwart herbeigeschafft werden und zwar müssen dieselben auf Bevölkerungsgruppen anwendbar sein, die, e i n e r größeren Racengattung angehörend, ihren Kulturgrad annähernd denselben, oder ähnlichen Einwirkungen verdanken.

Da drängt sich einem der Vergleich zwischen germanischen und slavischen Völkern fast von selbst auf. Weisen dieselben in den wichtigsten Stücken der Sittenlehre, der Moralauffassung, nicht ganz beträchtliche

Divergenzen auf, trotzdem sie derselben größeren Racengattung angehören und sich beide der christlichen Kirche als einheitlicher Lehrmeisterin rühmen dürfen? — Es dürfte beispielsweise männiglich bekannt sein, daß der Deutsche ganz andere Begriffe von Eigenthums-Rechten und -Pflichten hat, als der Russe; ähnliche Differenzen lassen sich in Bezug auf Wahrheitsliebe, Schamhaftigkeit, Reinlichkeit, Treue u. s. w. bei diesen Völkern nachweisen. Es scheint demnach, als wenn trotz der fast vollkommenen Einheitlichkeit der Gesetze die Rechtsauffassung, d. h. die Moral dieser beiden Völker, eine theilweise verschiedene sei. Nach Dr. Ludwig Büchner sollen die Albanesen, ein Volk, das der veredelnden Einwirkung des Christenthums ebenfalls theilhaftig gewesen ist, bis auf den heutigen Tag „in ihrer Sprache keine Ausdrücke für die Begriffe von Güte oder Bosheit haben." Gewaltig sind die Unterschiede zwischen Amerikanern und Deutschen in Bezug auf die Auffassung von erlaubten oder unerlaubten Mitteln im Gelderwerb. Aehnlich wie bei den alten Lacedämoniern wird bei den Amerikanern ein gewinnbringender, schlau angelegter Betrug beinahe als ehrenvoll betrachtet, während sich bei den Deutschen bis auf den heutigen Tag derartige Grundsätze nicht eingebürgert haben. Hier findet sich ein offenkundiger Unterschied in der Moral zweier Völker, die, demselben Stamme entsprossen, annähernd auf gleicher Kulturstufe stehen und sich zur christlichen Kirche bekennen. Noch größer ist die Differenz zwischen germanischen und semitischen Völkern in Hinsicht der Auffassung von „Recht" und „Unrecht" im Gelderwerb und überhaupt in Eigenthumsfragen, wobei allerdings zu bedenken ist, daß die semitischen Völker dem Christenthum mehr oder weniger abhold sind. (Die antisemitische Bewegung im deutschen Sprachgebiet ist zum Theil eine Frucht dieser tiefwurzelnden Differenz.) Noch auffälliger sind natürlicher Weise die Abweichungen der Moralauffassung zwischen kultivirten und unkultivirten Völkern, namentlich in der Eigenthumsfrage und in Bezug auf die Integrität des Lebens. Bei einer ganzen Reihe wilder Völkerschaften gelten Diebstahl, Mord, Lüge, Blutschande u. s. w. für verdienstvolle Handlnngen. Die Chinesen, die für das älteste Kulturvolk gehalten werden und in ihren Religionen, vornehmlich der erhabenen Lehre des Lao-tse, Vieles mit dem Christenthum gemein haben, billigen bis auf den heutigen Tag den Mädchenmord, der uns als das scheußlichste Verbrechen erscheint. Sehr bedeutend sind die Divergenzen zwischen germanischen und romanischen Völkerschaften, oder, präziser ausgedrückt, denen des Nordens und Südens, beziehentlich der Begriffe von Keuschheit nnd Schamhaftigkeit. Geschlechtliche Verirrungen, die im mittleren und nördlichen Europa auf das Strengste gestraft und verachtet werden, sind im Süden und in den orientalischen Ländern usuell und geduldet, woraus die direkte Abhängigkeit

der Moral auch von klimatischen Einflüssen zur Evidenz hervorgeht. — Bekannt ist, daß sich die ehrbaren türkischen Frauen auf der Straße nur vollkommen verhüllt sehen lassen und daß die Enthüllung namentlich des Gesichtes bei den Frauen in der Türkei für höchst unanständig gilt. Die diesbezügliche Vorschrift des Koran in der 34. „Sure" lautet wie folgt: „Sage, o Prophet, deinen Frauen und Töchtern und den Frauen der Gläubigen, daß sie ihr Uebergewand (dies Gewand, gewöhnlich aus weißer Leinwand, bedeckt die Frauen vom Kopf bis zu den Füßen und hat nur eine kleine Oeffnung für die Augen) umwerfen sollen, wenn sie ausgehen; so ist's schicklich, damit man sie als ehrbare Frauen erkenne und sie nicht beleidige. Gott aber ist versöhnend und barmherzig" u. s. w. Im Uebrigen sind jedoch die Orientalinnen weit weniger sensibel in geschlechtlichen Dingen, als ihre abendländischen Schwestern, die es für ganz anständig halten, ihr Antlitz den Blicken der Vorübergehenden preiszugeben. In Schottland, sowie in einigen Gebirgsgegenden des europäischen Festlandes bedingt die Nationaltracht der Männer eine partielle Entblößung des Schenkels, worin die Frauen dieser Länder gewiß keine Verletzung der Schamhaftigkeit erblicken, während unsere feinen Damen selbst bei der plastisch-anschaulichen Umschreibung des Wortes „Hose" durch „Beinkleid" einer obligaten konventionellen Ohnmacht nahe sind.*)

---

*) In Theodor Waitz' „Anthropologie der Naturvölker", Leipzig, 1859, Bd. I., zweiter Theil, finden sich im Kapitel: „Die spezifischen Charaktere der Menschen" lehrreiche Beispiele für die ungemeine Verschiedenartigkeit der Sittlichkeitsbegriffe bei Naturvölkern. So ist auf Seite 358 zu lesen: „Es muß daher befremden, daß die Gesetze der Susus (Mandingovolk) Denjenigen zur Sklaverei verurtheilen, der nach badenden Weibern sieht (R. Clarke, Sierra Leone, 1846, S. 33 ff.), während in Yucatan, wie versichert wird, beide Geschlechter oft zusammen baden, ohne daß schlechte Sitten unter ihnen herrschen (R. Heller, in Mexiko, 1853, S. 217). Manche Indianer am Orinoko, bei denen beide Geschlechter ganz unbekleidet zu gehen pflegten, schämten sich anfangs sogar der Kleider und weigerten sich deshalb, sie zu tragen (Gumilla, Hist. de l'Orénoque, 1758, ch. 7), namentlich aber galt ihnen als höchst unanständig, vor Fremden unbemalt zu erscheinen (Gilii, Nachr. vom Lande Guiana, 1758, S. 253, f. 260)."

Ferner auf Seite 359: „Auf den Marquesas schämt man sich durchaus nicht, nackt zu gehen, aber es gilt für äußerst unanständig, die Vorhaut nicht zuzubinden." (Es ist bekannt, daß bei andern Völkern, die als Kulturvölker allerdings bekleidet einhergehen, die Beseitigung der Vorhaut rituell ist.)

Auf derselben Seite weiter unten ist zu lesen: „Beleidigt der eng anschließende Anzug europäischer Frauen das Anstandsgefühl des Chinesen, dem jene als nackt erscheinen, so tragen Fellahweiber, wie dies auch sonst öfters

Ungemein verschieden sind die Ansichten verschiedener Völker zu verschiedenen Zeiten auch über die Unsitte der Abortion (Fruchtabtreibung) gewesen. Bei den Römern, auf deren Rechtsanschauung wir uns vielfach noch heute stützen, galt die Abortion für sittlich berechtigt; die berühmten Philosophen Plato und Aristoteles begünstigten den Modus der Fruchtabtreibung. Noch heute gibt es kultivirte Völker, bei denen ganze Klassen das sogenannte Zweikindersystem und, in folgerechter Verbindung mit diesem, die Abortion usuell praktiziren; der klassische Boden für diese Unsitte sind namentlich die nordamerikanischen Neu-England-Staaten. In andern Ländern wiederum würde ein solcher Modus den Abscheu der ganzen Gesellschaft zur Folge haben. Der Talmud sanktionirt künstliche Fehlgeburten, der Koran stellt sie als verwerflich dar. Man sieht, daß die Begriffe über „Recht" und „Unrecht" auf allen möglichen Gebieten der jeweiligen Praxis unterliegen. Genau so steht es mit dem Institut der Monogamie. Während die kultivirten Abendländer die Vielehe als ein scheußliches, entsittlichendes Institut betrachten, gibt es orientalische Sekten, welche die Polygamie gesetzmäßig und ohne Verletzung *ihrer* Moral betreiben: z. B. die Mohamedaner. In der vierten Sure des Koran, „geoffenbart zu Medina", steht zu lesen: „Fürchtet ihr, gegen Waisen nicht gerecht werden zu können, so nehmet nach Gutbefinden nur eine, zwei, drei, höchstens vier Frauen. Fürchtet ihr aber auch so noch, nicht gerecht sein zu können, so nehmet nur eine, oder lebet mit Sklavinnen, die ihr erworben." Andere Völker, z. B. die indianischen Pawnees, leben hingegen, ohne daß sie von einer Religion hierüber belehrt wären, aus praktischen Vernunftgründen fast vollkommen monogam. Bekanntlich gibt es selbst innerhalb der Christenheit eine Sekte, die Mormonen, welche die Polygamie als sittliches Institut betrachtet, während der gegenwärtige Präsident der Vereinigten Staaten darüber wiederum anderer Meinung zu sein scheint. Uebrigens erscheint es fast unnöthig, den Leser an Mohamedaner und Mormonen zu erinnern, um an deren Begriffen von der Ehe, verglichen mit den unsrigen, die Variabilität des Begriffes „Moral" zu illustriren. Man braucht zu diesem Behuf nur ein sehr naheliegendes Beispiel, das der Verschiedenartigkeit der Rechtsauffassung bezüglich des Duells in verschiedenen Kulturländern zu citiren. In einigen Ländern, z. B. in der Schweiz, wird das Duell fast

---

in mohamedanischen Ländern vorkommt, oft kein Bedenken, den ganzen Körper vor Männern zu entblößen, *nur das Gesicht nicht*."

(Es wäre hier zu bemerken, daß die menschliche Bekleidung im Gegensatz zu der biblischen Darstellung ihren Ursprung überhaupt nicht einem natürlichen Schamgefühl, sondern vielmehr Zweckmäßigkeitsrücksichten, oder dem Hang zur Eitelkeit verdankt).

als ein Verbrechen betrachtet und strafrechtlich verfolgt, während es in anderen Ländern, vorherrschend in Deutschland, für eine gesellschaftliche Nothwendigkeit angesehen wird. In letzterem Lande hält man das Duell in militärischen Kreisen für eine so heilige Sache, daß neuerdings daselbst „höheren Orts" beschlossen worden sein soll, diejenigen Personen, die als Studenten „Antiduellanten" gewesen waren, zum Offiziers-Examen überhaupt nicht mehr zuzulassen.

Aus alledem scheint deutlich hervorzugehen, daß Schopenhauer Recht hat, wenn er die Idee des angeborenen Sittengesetzes, d. h. also der absoluten Moral, als „Kinderschulen-Moral" bezeichnet. Eine annähernde Einheitlichkeit der Sittlichkeitsauffassung läßt sich anscheinend nur da nachweisen, wo die äußeren Kulturbedingungen ähnliche, oder dieselben sind. — Das Geschrei der Anhänger statutarischer Religionen über die Gefährdung der „Moral" durch den Materialismus ist demnach blinder Lärm; denn welche Gattung von „Moral" — von „der Moral" kann nicht die Rede sein — ist es denn eigentlich, die vornehmlich gefährdet ist? Ist es die Pflichtgesetzgebung der Vernunft, die allerdings auch durch die Kirche gefördert werden kann und zeitweilig in eminenter Weise gefördert worden ist, oder ist es der servile Glaube? Ist es der letztere, der gefährdet ist, so kann das als kein großes Unglück bezeichnet werden, sofern die erstere dabei gefördert wird, und sie wird dabei gefördert. Man hat nicht die mindeste Veranlassung zu der Annahme, daß die Pflichtgesetzgebung der Vernunft, die als Resultat einer langsamen, durch sinnliche Erfahrungen und Wahrnehmungen bedingten und geschärften Erudition weitaus älter ist, als alle statutarischen Religionen zusammengenommen, und überhaupt kein spezifisch-menschliches Privateigenthum ist, jemals durch eine Geistesrichtung gefährdet werden könnte, die sich die Rückkehr vom Unnatürlichen zum Natürlichen, vom Uebersinnlichen zum Sinnlichen zur Aufgabe gemacht hat.

Die Lehre von der sogenannten absoluten Moral hat bei aller ihrer inneren Unhaltbarkeit nun noch den großen Mangel, daß sie der unendlichen Vervollkommnungsfähigkeit der menschlichen Kultur künstliche Schranken setzt. Es gibt keine absolute, durch göttliche Machtgebote geschaffene Moral, ebensowenig, als es eine erschaffene Welt gibt; Alles in der Natur ist geworden, ist das Resultat allmäliger Entwicklung, Wenn ein uns irgendwo von „Oben" her überkommenes Moral-Programm das letzte Ziel sein sollte, nach dem wir zu streben hätten, da wären wir ja gar bald am Ende unserer Entwicklungsfähigkeit angelangt, während die Auffassung, daß sich aus den vorhandenen, durch Erfahrungen und Wahrnehmungen geschöpften Rechtsbegriffen stets reinere, von allen Schlacken mehr und mehr befreite Kerne herausschälen, die dann als Basen weiterer Vervollkommnung dienen, weit mehr in

Uebereinstimmung mit den empirischen Beobachtungen auf allen Gebieten des Wissens steht. Dem Verfasser ist der wissenschaftliche Materialismus — nicht derjenige, der heutzutage von jedem commis voyageur gepredigt wird, — stets als die erhabenste Weltanschauung erschienen, und zwar, weil durch ihn „göttliche Gnadengeschenke“, an denen der Mensch genau genommen nicht das mindeste Verdienst hat, zu menschlichen Kulturerrungenschaften erhoben werden. Feuerbach, der wohl klarer, als irgend ein Philosoph vor ihm oder nach ihm, die Nichtigkeit des Anthropomorphismus eingesehen hat, äußert sich über den Ursprung der Gottes-Idee, die von den Theologen bei offenbarer Verhöhnung der Kulturgeschichte mit der Moral verquickt wird, in geradezu klassischer Weise: „Der außer- und übermenschliche Gott ist nichts Anderes, als das außer- und übernatürliche Selbst, das seinen Schranken entrückte, über sein objektives Wesen gestellte, subjektive Wesen des Menschen.“ — „Gott ist das Selbstbewußtsein des Menschen. Der Mensch schuf Gott nach seinem Bilde.“

Die Gottes-Idee, die übrigens keineswegs allen Völkern eigen ist, wie die meisten Theologen fälschlich behaupten, ist nicht der Ursprung der Moral, sondern umgekehrt;*) darum eben gibt es auch eine solche Unmasse verschiedener Gottheiten, verschieden je nach der Eigenart der Völker, die sie sich quasi als Personifikationen ihrer selbst, ursprünglich mit deutlich erkennbarer symbolischer Tendenz, geschaffen haben. Einige dieser Götter sind Volks-Idealisirungen, andere hingegen Persiflagen. Die schönen, heiteren Götter Griechenlands waren eine Selbstidealisirung des naiv-genießenden, klassischen Volks der Griechen; der Judengott Jehova, rachsüchtig und eifersüchtig wie ein fanatischer Mensch, ist eine Persiflage auf das jüdische Volk. Die Moral dieser Götter war nicht um ein Haar

---

*) Theodor Waitz sagt in seinem bereits citirten Werke „Anthropologie der Naturvölker“, Bd. I., S. 324: „An Götter im Sinne civilisirter Völker, an höhere Wesen, die, mit übermenschlicher Macht und Einsicht begabt, die Dinge dieser Welt nach ihrem Willen lenken, glauben allerdings durchaus nicht alle Völker; versteht man aber unter religiösem Glauben nur die Ueberzeugung von dem Dasein meist unsichtbarer, geheimnißvoller Mächte, deren Willen überall und auf die mannigfaltigste Weise in den Lauf der Natur einzugreifen vermag, so daß der Mensch und sein Schicksal von ihrer Gunst äußerst abhängig ist, so dürfen wir behaupten, daß jedes Volk eine gewisse Religion besitze. Es ist nicht zu leugnen, daß bei den Völkern der niedrigsten Bildungsstufe diese Religion im Grunde nichts ist, als ein meist sehr ausgedehnter Gespensterglaube, aber man wird sich hüten müssen, das religiöse Element, welches unzweifelhaft darin enthalten ist, zu verkennen. Sittliche Vorstellungen pflegen mit den religiösen Ansichten ursprünglich gar nicht in Verbindung zu stehen. Es mag genügen,

breit besser, als die Moral der Menschen, die sie erdacht hatten. Dasselbe gilt von dem Gott der Orientalen, der den Gläubigen reizende Houri's und andere schöne Dinge verspricht, von dem „großen Geist" der Indianer, der den Kriegern ewig ergiebige Jagdgründe im „Jenseits" verheißt, von dem Gott der alten Germanen, der seinen Auserwählten das Vergnügen in Aussicht stellt, aus den Schädeln getödteter Feinde ihr National-Getränk genießen zu dürfen — dasselbe gilt überhaupt von allen Göttern. Der Gott der Katholiken ist genau so beschaffen, wie die Moral seiner Urheber, und unterscheidet sich von dem der Protestanten genau so wesentlich, als die Moral der katholischen und protestantischen Völker eine verschiedene ist. „Wie Jemand ist, so ist sein Gott." Es gibt wilde Völkerschaften, die sich ihre Götter nicht blos einbilden, wie das die kultivirten thun, sondern die sie sich auch buchstäblich machen, indem sie sie aus Lehm zusammenkneten. Zu diesen „Göttern" wird dann gebetet; erfüllen sie die Wünsche ihrer Anbeter, so werden sie aus Dankbarkeit mit Menschenblut beschmiert, thun sie das nicht, so werden sie in Stücke geschlagen. Man sieht, daß die Moral dieser Gottheiten auch nicht viel besser ist, als die Moral der Thiermenschen, die sie verfertigen. — Man glaube nun ja nicht, daß die christlichen Confessionen ganz frei wären von solcher Idolatrie; auch die Christen haben ihre Götzenbilder, auch der Christengott hat sich vielfach mit Blut beschmieren lassen müssen, und seine „Moral" hat sich nicht dagegen gesträubt. Wie sagt der griechische Philosoph Xenophanes von Kolophon (572 v. Chr.), den Dr. Ludwig Büchner citirt? „Den Sterblichen scheint es, daß die Götter ihre Gestalt, Kleidung, Sprache hätten. Die Neger dienen schwarzen Göttern mit stumpfen Nasen, die Thraker Göttern mit blauen Augen und rothen Haaren. Und wenn die Ochsen und Löwen Hände hätten, so würden sie Gestalten der Götter zeichnen,

---

hier auf Späteres zu verweisen, und anstatt vieler Beispiele, die sich zum Belege dieses Satzes anführen ließen, nur das eine der Kamtschadalen zu nennen, denen einzig die Uebertretung ihrer abergläubischen Gebräuche als Sünde gilt. Kohlen mit dem Messer zu spießen, Schnee von den Schuhen mit dem Messer abzuschaben und dergleichen halten sie für großes Unrecht und leiten die Krankheiten als Folge davon ab, während die gröbsten Laster ihnen als unverfänglich erscheinen. Die sittlichen Vorstellungen entspringen, wie wir bereits angedeutet haben, aus einer wesentlich anderen Quelle, als der Religion (Soziabilität! Der Verf.); beide treten überhaupt erst auf einer höhern Kulturstufe der Menschen in irgend eine Beziehung zu einander: Wir müssen die Meinung, daß Sittlichkeit und Religion aus einer gemeinsamen Wurzel, dem Gewissen, hervorwachsen, als **erweislich unrichtig** bezeichnen." (Die Religion ist augenscheinlich nur aus der Furcht vor der unverstandenen Naturgewalt entstanden. Der Verf.)

wie sie selbst sind.“ Es ist evident, daß es so viele verschiedene Gottheiten, als von einander unterschiedene Menschenracen gibt; nur die Vernunft ist weder jüdisch, noch christlich, noch mohamedanisch, trotzdem jede Konfession sie einzeln für sich beschlagnahmt. Sie strebt, wenn auch in graduell-verschiedenen Erscheinungsformen — in ihrem Wesen einheitlich — der Universalität als ihrem Endziel entgegen. — Wir Christen beten zu unserm Gott, wir suchen ihn durch Schmeicheleien zu überreden, durch Worte für uns zu gewinnen, etwa wie man einen Freund sich zugänglich zu machen sucht, wenn man in Geldverlegenheit ist. Auch wir Christen denken uns unsern Gott so schwach, als wir selber sind; zwar nicht ganz so schwach, als es viele der „Heiden“ thun, immerhin jedoch mit keinem größeren graduellen Unterschiede, als ihn der Vorzug unserer durch größere Kultur gewährten Moral-Auffassung bedingt. Der Gott, den sich die rohen, tyrannisirten Hindu's vorstellen, ist gerade so abschreckend, als die Götter der freien, kunstliebenden Griechen schön waren, und es ist wohl unzweifelhaft, daß die letzteren diesen Vorzug hauptsächlich dem Klima und der geographischen Konfiguration des von ihnen bewohnten Landes zu verdanken hatten.

So sieht man die Gottes-Idee allüberall in direkter Abhängigkeit von der jeweiligen Kulturhöhe der Völker, wobei bemerkt werden muß, daß die Masse der dem Dogmenkultus geweihten Gotteshäuser keineswegs ein Beweis für besonders vorgeschrittene Civilisation ist; im Gegentheil! Die Kirchen, wo sie zahlreich vorhanden sind, erscheinen eher als Merkzeichen des niedrigen Wasserstandes der Kultur, und kann der Verfasser allen Denjenigen, die an der Wahrheit dieser These zweifeln sollten, nur den freundschaftlichen Rath geben, sich einmal nach der alten Zarenstadt Moskau zu begeben. Vielleicht würde solchen Zweiflern angesichts der zahllosen goldig-glitzernden Kuppeln und Kreuze, angesichts der Menge von Kirchen, an denen diese halbasiatische Metropole reicher ist, als irgend eine Stadt der Welt, ein Licht darüber aufgehen, daß die Progression der Bildung im umgekehrten Verhältniß zu der Progression der Gotteshäuser steht.

Die Physionomie der „Götter“ ist so veränderlich, daß sie auch innerhalb derselben Religion nicht konstant dieselbe bleibt; sie ist variabel, wie die Entwicklung der Volksseele selbst. Das Antlitz des modernen Christengottes trägt andere Züge zur Schau, als dasjenige des altmodischen Jahu, trotzdem sie doch ihrem sogenannten historischen Ursprung nach identisch sind. Auch an der Physionomie des Nazareners wird rüstig weiter modellirt, bis am Ende noch eine ideale Menschengestalt im modernen Gewande aus ihm hervorgeht. Jeder aufmerksame Beobachter wird bemerken, daß unsere Zeit mit neuen Ideen schwanger geht, welche dem Lebenszwecke der Menschen eine andere Direktive geben

als zuvor; entweder wird sie das Christenthum allmälig aller Dogmen entkleiden und nur die in demselben inkrustirten trefflichen Moralkerne beibehalten und weiter vervollkommnen, oder aber sie wird eine neue Religion bilden, die vielleicht wiederum vernunftwidrige Dogmen enthalten wird, die dem Untergange geweiht sind.

Mit der Auffassung der Moral als Pflichtgesetzgebung, in der Allgemeinheit erzeugt durch Vererbung, sinnliche Wahrnehmung und Erfahrung, ist es jedoch nicht abgethan, auch die individuellen Anlagen bedürfen der Rücksichtnahme. In seinem Werk „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ sagt Kant in dem Abschnitt „von der Wiederherstellung der ursprünglichen Anlage zum Guten in ihre Kraft“: „Was der Mensch im moralischen Sinne ist, oder werden soll, gut oder böse, dazu muß er sich selbst machen, oder gemacht haben. Beides muß eine Wirkung seiner freien Willkür (?) sein; denn sonst könnte es ihm nicht zugerechnet werden, folglich er moralisch weder gut noch böse sein.“ Kant, dessen sogenannter „kategorischer Imperativ“ sich ja schon längst überlebt hat, befindet sich hier im offenbarsten Irrthum; doch ist ihm hieraus kein Vorwurf zu machen, kannte er doch weder die vornehmlich durch Darwin und Häckel zu Tage geförderten herben Wahrheiten der menschlichen Abstammung, noch die hauptsächlich durch Alexander von Oettingen in Dorpat kreirte Wissenschaft der Moralstatistik, die trotz ihrer großen Jugend schon Bedeutendes geleistet hat und der aller Voraussicht nach eine bedeutungsvolle Zukunft bevorsteht. Diese Wissenschaft ist eine treffliche Bundesgenossin der modernen materialistischen Schule; denn indem sie die Verbrechen nach Proportion und Kategorien vertheilt und berechnet, liefert sie auch gleichzeitig den Nachweis, daß fast alle Verbrechen weniger auf individuelle Schuld, als auf soziale, oder natürliche Mißstände zurückzuführen sind. In diesem Punkte berühren sich Moralstatistik und Materialismus, und wer den engen Zusammenhang dieser beiden Faktoren erfaßt, für den wird die dem Laien geradezu grauenhaft erscheinende Zunahme der Verbrechen überhaupt nichts Erstaunliches sein, der wird wissen, daß es sich dabei keineswegs um eine absolute Verrohung, eine Degeneration der menschlichen Race, sondern hauptsächlich um natürliche Konsequenzen künstlich erschaffener und absichtlich erhaltener sozialer Uebelstände handelt. Das Resultat derartiger Erwägungen dürfte in letzter Instanz eine totale Revolution in den modernen Rechtsanschauungen zur Folge haben, eine Revolution, welche die Schuld und folglich auch die Strafe und Verantwortlichkeit vom Einzelnen auf die ganze Gesellschaft abwälzt. Die Moralstatistik ist mithin eine Wissenschaft, die das Uebel an der Wurzel angreift. So erläutert sie, daß die Verbrechen gegen das Eigenthum durch allzu ungleiche Vertheilung der Glücksgüter verursacht werden, daß zu Zeiten, in denen zu diesem künstlich erschaffenen

Mißverhältniß noch natürliche, durch Mißwachs, Hagelschlag, Ueberschwemmung, Erdbeben, oder sonstige verheerende Naturerscheinungen hervorgerufene Einflüsse hinzukommen, die Verbrechen gegen das Eigenthum rapid in die Höhe getrieben werden; sie beweist, daß es eine Ungerechtigkeit ist, das einzelne Individuum zum Sündenbock für gesellschaftliche Abnormitäten oder Einwirkungen feindlicher Elemente zu machen. Von diesem Standpunkte aus geurtheilt, muß das auf der Annahme des freien menschlichen Willens erbaute Fundament der modernen Rechtspflege mehr und mehr zerbröckeln. Aehnlich, wie mit den Verbrechen gegen das Eigenthum steht es auch mit den Verbrechen gegen die Sittlichkeit. Die Zunahme der Prostitution, überhaupt des außerehelichen Beischlafs, ob gegen baare Entschädigung oder nicht, sowie die Zunahme unehelicher Geburten, werden von der Moralstatistik auf die modernen Eheverhältnisse, sowie auf den jeweiligen Status der Ernten, also auf ökonomische Ursachen zurückgeführt. In guten Erntejahren steigen die gesetzlich abgeschlossenen Ehen, im entgegengesetzten Fall steigen hingegen die Zahlen der Prostitution und der unehelichen Geburten, d. h. der geächteten Existenzen. Gerade so verhält es sich mit dem Selbstmord, ebenfalls einer Erscheinung, die stetig in der Zunahme begriffen ist. Unverschuldete Arbeitslosigkeit, geistige und körperliche Ueberanstrengung, unglückliche Ehen, Militärzwang und andere Umstände, für die eine persönliche Verantwortlichkeit nur selten vorliegt, sind die Gründe dafür. Heutzutage glaubt wohl kein vernünftiger Mensch mehr an die Annahme eines sogenannten freien Willens schlechthin, also auch nicht an die Absurdität von der „freien Willkür“, durch die sich der Mensch zum Guten oder Bösen zwingen könne. — Ebenso wie Völker in ihrer Allgemeinheit, was Kultur, Moral und Geschichte anlangt, einer ganzen Reihe von rein äußerlichen Einwirkungen unterworfen sind, als da sind Klima, Bodenbeschaffenheit, Ernährung, geographische und topographische Konfiguration 2c., so ist auch das Individuum größtentheils ein Produkt äußerer Verhältnisse, abhängig von den durch Zeugung, Erziehung, Wohnort u. s. w. bedingten Eigenthümlichkeiten. Die gesellschaftlichen Gesetze, die gegenüber den Anlagen und Wünschen des Einzelnen eigentlich recht machtlos sind, haben weit weniger die Bestimmung, erziehend zu wirken, als das Individuum zur Unterwerfung unter diejenige Pflichtgesetzgebung (Moral) zu zwingen, die sich erfahrungsgemäß für die Allgemeinheit in der Dauer der Zeit als die nützlichste erwiesen hat. Darum findet sich auch fast überall ein tragischer Konflikt zwischen dem Rechtsgefühl des Einzelnen und dem Gesetz; darum ist auch die ganze menschliche Gesellschaft ein Kompositum von Tyrannei und Freiheit. Es gibt genau genommen kein absolut gutes und kein absolut böses Prinzip, die nach Kant mit einander kämpfen; es gibt keine absolute Moral, sondern nur erfahrungs-

mäßig für die Allgemeinheit Besseres und Schlechteres, eine für die Entwicklung der Kultur günstigere oder ungünstigere Moral. Die Neigungen des Einzelnen, die sich mit elementarer Gewalt geltend machen und an und für sich nicht böse oder gut sind, ebensowenig als man dies von Naturerscheinungen sagen kann, werden der Utilität der Allgemeinheit geopfert, und je höher sich die Soziabilität entwickelt, desto erbarmungsloser, oder aber sie werden, falls sie dazu geeignet sind, der Gesellschaft dienstbar gemacht. Alles das ist also Moral, was dem Fortschritt einer Gesammtheit von Menschen förderlich und dienstlich ist. Es kann das unter Umständen auch der religiöse Glaube sein, wenn-gleich es eine offene Frage ist, ob die Religionen im Allgemeinen die Kultur gefördert haben, oder nicht.

Auf Seite 497 der fünfzehnten Auflage seiner genialen Schrift „Kraft und Stoff" äußert sich Dr. Ludwig Büchner über den freien Willen des Einzelnen unter Anderem wie folgt: „Angeborene Leidenschaft besiegt alle Vorstellungen, hört auf keine Vernunftgründe und läßt jede Gefahr oder Rücksicht vergessen." Das ist ein wahres Wort, das von allen Denjenigen beherzigt werden sollte, die von der individuellen „freien Willkür" faseln. Der Egoismus, jene große Triebfeder aller menschlichen Handlungen, kann den Ursprung der vom Standpunkt der Gesellschaft verwerflichsten sowohl, als der edelsten Handlungen bilden; selbst die besten Thaten des Menschen, seine edelsten Regungen, wurzeln zumeist im Egoismus, sogar wenn sie dem Interesse der Gesammtheit unterstellt sind, in welchem Falle ein gewisser verfeinerter, subtiler Egoismus entscheidet, der durch Akkumulation den Kollektiv-Egoismus, d. h. die öffentliche Moral ausmacht. Die Religionen spielen bei diesem Prozeß im Allgemeinen nur eine sekundäre Rolle; sie sind gewissermassen nur der begleitende Schatten des jeweiligen Gesellschafts- oder Volkszustandes.

Professor Benedikt in Wien, der sich besonders auf dem Gebiet der gerichtlichen Medizin hervorgethan hat, bezweifelt auf Grundlage seiner Untersuchungen an der Gehirnsubstanz von Verbrechern verschiedenster Kategorien, daß das Verbrechen vorzugsweise sittlicher Selbstbestimmung entspringe. Wenn die Untersuchungen auf diesem Gebiet bei gleichzeitiger Erweiterung der Wissenschaft der Moralstatistik in derselben Weise fortschreiten, als dies nach den bisherigen Erfolgen zu erwarten ist, so steht uns eine totale Umwälzung der praktischen Rechtspflege bevor, wie sich ja theoretisch eine Umwälzung der Begriffe von der absoluten Moral bereits vollzogen hat.

Der Verfasser glaubt dargethan zu haben, daß die Moral der Ausdruck des jeweiligen Zustandes von Soziabilität ist; unsere moderne Moral nun ist durch einen hohen Grad von Vergesellschaftlichung erzeugt

worden und wäre ohne denselben nicht denkbar, ja geradezu sinnlos und vernunftwidrig. Damit wäre der absoluten Moral das endgültige Urtheil gesprochen; denn gäbe es eine solche, so müßte sie auf alle Gesellschaftszustände, also auch auf die Urzelle der Gesellschaft, das Individuum, anwendbar, und an und für sich vernünftig sein. Das ist sie aber keineswegs, da sie erst durch das soziale Leben der Menschen zu ihrer Bedeutung gelangt.

Luther sagt an einer Stelle: „Wenn Gott allein für sich im Himmel säße, wie ein Klotz, so wäre er nicht Gott.“ Mit größerem Recht noch ließe sich sagen: Wenn der Mensch allein auf der Welt säße, wie Robinson Crusoe auf seiner Insel, so hätte er keine Moral; sie wäre für ihn, selbst wenn er alle philosophischen Werke von Plato bis Schopenhauer studirte, absolut unverständlich, weil überflüssig. Ein solcher Mensch könnte also auch keine Verbrechen begehen; und beginge er sie an sich selbst, was in der Gesellschaft ja strafbar wäre, so schadete er Niemand damit, und Niemand wäre sein Richter. — „Es gibt nur einen Gott, der lohnt und richtet, das ist, den sich das Menschenherz selbst dichtet.“ Das Menschenherz dichtet sich aber die lohnenden und strafenden Götter nur im gesellschaftlichen Zusammenleben; Lohn und Strafe sind ein Produkt der Soziabilität. „Aber das Gewissen!?“ — so werden die Berufsmoralisten hier einwenden — „das ist doch individuell, das ist jedem Menschen von Gott eingepflanzt.“ Mit Nichten! Das Gewissen ist nur der Abdruck, den das Gesammtgewissen, erzeugt durch vererbte Erfahrungen, in dem Individuum hinterläßt; es ist das Gesammtgewissen in Miniatur-Ausgabe. Unterläßt man es, das Gewissen eines Kindes durch Imprägnirung des Bewußtseins vom Gesammtgewissen heranzubilden, so wird das Kind, selbst bei den besten natürlichen Anlagen, weder Gewissensbisse, noch den Lohn eines guten Gewissens, d. h. des Bewußtseins der Harmonie mit dem Ganzen empfinden. Auch die Thiere, zumal unsere domestizirten Thiere, besitzen ein solches Gewissen in höherer oder niederer Form. Die Reue, die Furcht eines Menschen wegen eines begangenen Verbrechens ist genau dasselbe, wie der eingekniffene Schwanz und die zurückgelegten Ohren des Hundes, der einen Knochen gestohlen hat; d. h. der Ausdruck beider Gemüthsbewegungen ist auf denselben Ursprung zurückzuführen: die Furcht, sich die Strafe der Gesellschaft zuzuziehen, deren Gesetze man verletzte. — Unsere verfeinerte Kultur läßt es dem Einzelnen allerdings so erscheinen, als habe er ein Gewissen für sich; das moderne Individuum geht eben dergestalt in der Gesammtheit auf, daß es seine Zusammengehörigkeit mit derselben und seine Abhängigkeit von derselben als etwas Selbstverständliches gar nicht mehr empfindet. Wäre das Gewissen individuelles Eigenthum, so wäre es absolut und nicht variabel. Wir wissen jedoch

nur allzu gut, daß das Gewissen unserer Vorfahren, welche die Inquisition, die Tortur, die Hexenprozesse u. s. w. als Pflichtgebote praktizirten, anders beschaffen war, als das unsrige; und wir können aus dieser Erfahrung mit ziemlicher Sicherheit schließen, daß das Gewissen unserer Nachkommen in fernerer Zukunft derart beschaffen sein wird, daß es an unserer Rechtspflege etwa denselben Anstoß nimmt, wie wir an derjenigen des Mittelalters. Die Vervollkommnungsfähigkeit der menschlichen Race ist eine Zahl mit unendlich vielen Decimalstellen, eine Zahl, zur Berechnung derer die Logarithmentafeln der Gegenwart noch unzureichend sind, sie ist eine Linie in die Unendlichkeit verlängert gedacht. Darum läßt sich dreist sagen, daß es nicht nur keine absolute Moral gibt und gegeben hat, sondern auch niemals eine geben wird. Die Moral wird sich niemals verallgemeinern lassen, ebensowenig als die Menschen, Völker, klimatischen Verhältnisse, Bodenbeschaffenheiten, und überhaupt alle natürlichen Verhältnisse über einen theoretischen Leisten geschlagen werden können; die absolute Moral in diesem Sinne ist nur die Vernichtung.

Es hat unter den Philosophen stets zwei Richtungen gegeben: eine pessimistische und eine optimistische. Die Pessimisten meinen, daß die Welt im Argen liege und immer schlimmer werde, die Optimisten dagegen sind der Ansicht, daß die Menschen im guten Sinne unaufhörlich fortschritten. Nach Kant liegt das Böse nicht in der Handlung, sondern in der Maxime, und Rousseau sagt: „Ungeregelte Leidenschaften sind eine Triebfeder zu schlechten Handlungen, während schlechte Grundsätze den Geist selbst verderben und die Rückkehr zum Guten unmöglich machen.“ Es würde sich also darum handeln, ob die Menschen im Grunde genommen nach bösen Maximen handeln, oder nicht. Die Annahme, daß dies der Fall sei, setzt nun wiederum eine erste absolute Ueberkommenschaft böser Keime aus unbekannter Quelle voraus, so daß sie als ebenso unhaltbar erscheint, als die gegentheilige Auffassung von der ursprünglichen, paradiesisch-guten Beanlagung. Es gibt in der Welt nichts Erschaffenes, sondern nur Gewordenes; darum ist auch nichts eo ipso „gut“ oder „schlecht“. Wenn es nun den Anschein gewinnt, daß das Moralisch-Gute im Menschengeschlecht im Wachsthum begriffen ist, was nach der Meinung des Verfassers relativ unstreitig statt hat, so hat das seine Ursache nicht in einer etwaigen Ueberkommenschaft des Guten ab ovo — denn unser Ursprung ist das vernunftlose Protoplasma, dessen Entwicklungsfortschritt von äußeren Umständen abhängig ist — sondern in der durch den Selbsterhaltungstrieb geschärften Tendenz der Menschen, alle Wahrnehmungen und Erfahrungen zum Nutzen der Gesammtheit fort und fort zu verwerthen, ähnlich wie auch die natürliche Zuchtwahl unbewußter Weise waltet und zur Veredelung der Race beiträgt. Dieselbe Tendenz wohnt allen organischen Wesen mit graduellen Ab-

stufungen inne; wem würde es jedoch einfallen, lange Abhandlungen darüber zu schreiben, ob die Thiere an sich böse oder gut sind? Alles, was ist, hat eben keinen andern Zweck, als den Selbstzweck: d. h. überhaupt zu sein. Was diesen Zweck erfüllt, ist weder gut noch böse. Gut ist, rein subjektiv, nur das, was dieser oder jener Species, Race, Gesellschaft u. s. w. von Nutzen ist, schlecht, was nachtheilig wirkt. So z. B. erscheint uns die Benützung der Hausthiere zu Ernährungszwecken durchaus moralisch und gut; der Ochse dürfte jedoch von seinem Heerdenstandpunkte aus ganz anderer Meinung sein, und die Vegetarianer stehen ganz auf Seiten des Ochsen, d. h. sie sind ganz seiner Meinung.

Nun macht sich der Fortschritt des Moralisch-Guten, d. h. für die Race Nützlichen, durchaus nicht permanent geltend, wie die Geschichte lehrt, sondern in Abstufungen, welche den Charakter periodischer Naturerscheinungen tragen. Auf eine Revolution folgt eine Reaktion, auf ein geprügeltes Jahrhundert folgt ein verhätscheltes u. s. w. Dieses Verhältniß ist so interessant, daß der Verfasser es sich nicht versagen kann, näher darauf einzugehen. Gewisse Erscheinungen in der Geschichte der Menschheit wiederholen sich mit großer Regelmäßigkeit. So lehrt uns die Geschichte der Medizin, daß in bestimmten Zeiträumen, etwa alle 30 bis 40 Jahre, eine geistige Epidemie ausbricht. Die Kreuzzüge, die fünfmal in den genannten Zeiträumen ausbrachen, waren eine solche Epidemie. Dann ist in denselben Zwischenräumen eine Reihe von allgemeinen Judenverfolgungen zu konstatiren, denen in ähnlicher Weise das wahnsinnige Treiben der Geißlerbanden (Flagellanten) und die Hexenprozesse folgten. Mit dem allmäligen Schwinden des Fanatismus ist dann die Epidemie des Glaubens an animalische Magnetiseure zu verzeichnen (Cagliostro, Mesmer), und zwar in derselben periodischen Wiederkehr. Die Aera des Gedankenlesens und des modernen Spiritismus scheint diese Beobachtung zu bestätigen. Die Wissenschaft der Statistik lehrt eine große Regelmäßigkeit in der Zu- und Abnahme der Selbstmorde, der Verbrechen, der Akte des Aberglaubens, der Modethorheit u. s. w. Der englische Statistiker Jevons geht sogar soweit, die Handels- und Finanzkrisen auf Sonnenflecken-Perioden zurückzuführen, was allerdings etwas zweifelhaft erscheint. Der Verfasser hält es zur weiteren Illustration dieser interessanten Beobachtung für angebracht, einen instruktiven Artikel zu citiren, der wahrscheinlich aus der Feder des Herrn Dr. Adolf Douai in New-York geflossen ist. Der Artikel lautet wie folgt: „Alle größeren ökonomischen Umschwünge des letzten halben Jahrtausends sind in hundertjährigen Perioden wiedergekehrt, und zwar erscheinen sie an die Jahre 81 bis 93 jedes Jahrhunderts geknüpft. Es war 1381, daß Wat-Tyler's Proletarieraufstand in England, und 1386, daß Arnold Winkelried's Heldentod bei Sempach gegen die Oesterreicher

ein Wiederaufleben der altgermanischen Volksfreiheit und ökonomischen Emanzipation des Bauernstandes bezeichnen. (Kurz vorher war der Bauernaufstand, Jacquerie genannt, in Nordfrankreich unterdrückt worden.) Die Thronbesteigung Margarethen's von Dänemark, 1387, welche nachher, 1391, zu der Vereinigung Schwedens und Norwegens mit Dänemark geführt hat, war dem Streben der Bauern in allen drei Reichen zu verdanken, die Tyrannei des Feudal-Adels abzuschütteln. In England predigte um dieselbe Zeit Wickleffe den apostolischen Kommunismus und übersetzte die Bibel. In den deutschen Städten begann damals eine große Wohlhabenheit und der Hansabund sich zu entwickeln; das Faustrecht der Ritter wurde durch den allgemeinen Landfrieden unterdrückt.

Der Entdeckung Amerika's (1492) war die erste Landung der Portugiesen (1485) in Ostindien vorangegangen. Das bezeichnet den Anfang der See- und Kolonialherrschaft der Europäer in der neuen Welt und in Ostindien, während zugleich das Mittelländische Meer, der Schauplatz des früheren Welthandels, den Europäern, besonders den Venetianern und Genuesen, durch die Türken und Muhamedaner überhaupt fast verschlossen wird. Ueber die mächtige ökonomische und wissenschaftliche Bedeutung dieses Umschwunges ist genug geschrieben worden, um sie hier zu schildern. Spanien und Portugal werden die größten Seemächte und herrschen in Europa. Mammon wird Gott.

Die spanisch-portugiesische Weltherrschaft unter Philipp II. wird gebrochen, indem 1581 die Vereinigten Niederlande ihren Abfall von ihm erklären, seine Heere zu Lande, seine „unbesiegliche" Flotte Armada 1588 zur See vernichten und nun in rascher Folge die spanisch-portugiesischen Besitzungen erst plündern, dann stückweis erobern, die Seeherrschaft und den Welthandel monopolisiren, allen Verfolgten ein Asyl eröffnen und in Wissenschaft, Kunst und politischem Einfluß an die Spitze Europas treten.

Das Jahr 1689 sieht den Uebergang der Seeherrschaft von Holland an England und der meisten seiner Kolonien wenigstens im Beginn. Die kapitalistische Produktionsweise beginnt in England und Louis XIV. vertreibt durch Aufhebung des Ediktes von Nantes (1689) seine beste industrielle Bevölkerung nach England, Holland und Preußen. Die ersten Banken und Aktiengesellschaften werden begründet, die ostindische und die canadische Handelsgesellschaft gestiftet.

Das Jahr 1789 erlebt die erste französische Revolution und den Beginn der Herrschaft der Bourgeoisie in Frankreich. Auch über die gewaltige ökonomische und wissenschaftliche Bedeutung dieses Zeitabschnittes ist genug geschrieben worden.

Daß wir im Jahre 1889 an einem Beginn des gewaltigsten aller

Umschwünge angelangt sein werden, überhaupt aber vor dem Ende dieses Jahrhunderts die Anfänge der neuen Gesellschafts-Organisation erleben können, dafür gibt es viele Anzeichen. England, Frankreich, Deutschland und die Vereinigten Staaten gehen diesem Umschwunge sichtlich mit starken Schritten entgegen. Um das zu verkennen, müßte man blind sein.

Soll man es nun eine Spielerei mit Zahlen nennen — eine Beschäftigung der hohlsten und müssigsten Geister — wenn wir auf die bemerkenswerthe obige Periodicität aufmerksam machen? Verdanken wir nicht der Wissenschaft manche Triumphe der glänzendsten Art, welche man aus der Beobachtung periodischer Erscheinungen durch gelungene Erklärungsversuche gewonnen hat? — Dann wäre auch die gesammte Statistik, soweit sie allgemeine Entwicklungsgesetze aus Zahlen ableiten will, eine bloße Spielerei! Und doch sind ihre überraschenden Ergebnisse in vielen Hinsichten die allerbeste Gewähr zukünftiger Erscheinungen.

Sehen wir deshalb in einem folgenden Artikel, wie sich eine Erklärung der hundertjährigen Durchschnittsperioden in den ökonomischen Umschwüngen finden, oder wenigstens behufs weiterer Forschung vermuthen läßt.

Ein Jahrhundert sind drei Menschenalter. Drei Mal in 100 Jahren tritt eine neue Generation von Männern in den thatkräftigen Stufenjahren zwischen dem 21. und 42. Jahre auf die Schaubühne. An Charakter aber sind die drei Generationen merklich verschieden. War die erste revolutionär, so ist die zweite konservativ, die dritte eine Vermittlung der Gegensätze — so wenigstens in ökonomischer Hinsicht. In allen den fünf Jahrhunderten seit 1381 stellt sich die erste Generation dar als revolutionär. Die Bewegung beginnt mit einer Konfiskation des Eigenthums einer bevorrechteten Klasse. Am Ende des 14. Jahrhunderts sind es die Bauern und zünftigen Handwerker, welche dem Lehnsadel den am Gemeinwesen begangenen Raub mit Gewalt wieder abnehmen (in der Schweiz, in den Niederlanden, in Schleswig-Holstein, im Weichsel-Delta, in Skandinavien. In Frankreich tritt diese Entwicklung erst am Ende der englisch-französischen Kriege unter Ludwig XI. ein, der gegen den großen und kleinen Lehnsadel sehr grausam, gegen die Bauern und Städter mild war. In England beginnt das goldene Jahrhundert der Arbeiter.) Am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts raubt das spanisch-portugiesische Volk den Mauren ihr Land und verjagt sie nach Afrika; dann wandert die halbe Bevölkerung nach Ostindien und Amerika aus, um sich durch Unterjochung und Ausbeutung der dortigen Herrscher zu bereichern. Am Ende des 16. Jahrhunderts berauben die Niederländer die Spanier und Portugiesen, d. h. deren Herrscher, und Jedermann wird wohlhabend. Am Ende des 17. Jahrhunderts nehmen die Engländer den Holländern die Seeherrschaft, die Kolonien, die Industrieobmacht

und den Handelsvorrang ab. Am Ende des 18. Jahrhunderts konfiszieren die französischen Bauern das Land des Adels und der Kirche und berauben unter Bonaparte halb Europa um Königreiche, Fürstenthümer, Kriegskontributionen und Kunstwerke. So wird die erste Generation der Nation wohlhabend und konservativ.

In der zweiten Generation vermehrt sich die Bevölkerung rasch, der Wohlstand zersplittert sich. Die neue Produktionsweise, oder die neue Vertheilung des Arbeitsertrags entwickelt ihre Nachtheile in schroffen Gegensätzen. Niemand aber weiß, was die Grundursachen davon sind und was die Abhülfsmittel. Die Gelehrten und Denker spinnen Utopien zur Abhülfe aus ihrem Hirne heraus, welche aber nur wenig in's Volk eindringen. Alle Revolutionsversuche packen am falschen Ende an und verschlimmern die bestehenden Uebel.

In der dritten Generation schaffen diese Uebel, falls die Produktionsweise, wie eben jetzt, so vervollkommnet ist, daß sie von selbst in eine neue Form vorwärtsdrängt, sich selbst ab, indem die Wissenschaft an Stelle der Utopie tritt. In früheren Jahrhunderten konnte dies nicht der Fall sein, weil die Produktionsweise noch urwüchsig blieb. Es trat eine tiefe Verohnmächtigung des Volksgeistes ein und die Rolle des Fortschrittes in der Oekonomie ging auf eine andere Nation über, welche herrschend im Welthandel wurde und die Produktionsweise fortbildete. Die unzufriedenen und unternehmenden Leute jeder Nation wanderten, soweit sie konnten, zu der handelsmächtigen Nation oder in deren Kolonien aus und nahmen den revolutionären Geist mit sich fort. Es bildet sich eben nicht in jeder Generation genug revolutionärer Geist aus, und in manchen Nationen nicht einmal in mehr als einem Jahrhundert, weil die Produktionsweise auf ganz derselben Stufe stehen bleibt, die Massen folglich verdummt, die Wissenschaften in Fesseln geschlagen werden können. Am Ende aber setzt sich die moderne kapitalistische Produktionsweise von selbst in der ganzen civilisirten Welt durch — und das geschieht eben jetzt mit Macht — und nun reifen gleichzeitig eine Anzahl Völker zur revolutionären Gesinnung heran.

Hier haben wir einen Erklärungsversuch, wie ihn die sozialdemokratische Wissenschaft allein liefern kann. Wir sagen nicht, daß er in allen Theilen genüge — dazu würde eine viel längere geschichtliche Betrachtung erforderlich sein. Aber er muntert zu solchem Studium auf. Er ist als eine wissenschaftliche Hypothese zu betrachten, welche, an den festgestellten Thatsachen geprüft und bewährt, helles Licht über viele gesellschaftliche (also naturgemäße) Entwicklungsvorgänge zu werfen verspricht, und welche gerade für Leute unserer Denkweise und Gesinnung sehr hoffnungsvoll ist. Die Geschichte ist die beste Prophetin — notabene

wenn sie recht ausgelegt wird. Ihre Lehren verlangen keinen blinden Glauben, sondern erwecken begründete Ueberzeugungen.

Wir sehen, daß im letzten halben Jahrtausend jedes neue Jahrhundert mit einer Konfiskation begann. Was konfiszirt wurde, war selbst geraubt gewesen, Frucht langjähriger Ausbeutung einer größeren oder kleineren, einheimischen oder auswärtigen Räuber- und Herrscherklasse. Es war ein Akt der Gerechtigkeit, wenigstens wie diese jedesmal verstanden wurde. Der stärkere Räuber besiegte und enteignete den schwächern, und er hatte entweder ein subjektives Recht dazu, weil das arbeitende Volk vorher von ihm bestohlen worden war, oder er glaubte es zu haben, weil die Pfaffen und Mächtigen (wie bei Eroberung Ostindiens oder Amerikas und vorher bei Vertreibung der Mauren) es ihm gepredigt hatten. Nur damals, als England das Brudervolk der Holländer aus der Seeherrschaft verdrängte, war kein subjektiver Rechtfertigungsgrund vorhanden. — Wenn die neue Gesellschafts- und Produktionsform am Ende dieses Jahrhunderts eingeführt wird, muß es abermals durch eine Konfiskation erfolgen — diesmal aber durch eine solche alles Kapitals und bei allen civilisirten Nationen, und die ganze Gesellschaft wird der neue Eigenthümer zum gleichen Besten Aller und zu einer Vertheilung des Arbeitsertrags unter freier Einstimmung Aller. Das zu konfiszirende Kapital ist ebenfalls durch Raub, gesetzlichen Raub am arbeitenden Volke, entstanden, und ist Fremdthum, erheuchelter Rechtstitel.

Bei jedem der Umschwünge im letzten halben Jahrtausend war das Volk (oder die Völker), welches in die Bewegung eintrat, in seiner großen Mehrzahl revolutionär. Die Revolution wurde nicht von Führern gemacht, sondern lebte im Großtheil des Volkes. Ein Geist, eine Absicht, ein Ziel durchdrang Alle. Die Revolution wurde überhaupt nicht gemacht, sondern entstand, weil alle Vorbedingungen dazu gegeben waren, und der erste äußerliche Anstoß war mehr zufällig, d. h. der Sache zum Theil fremd. Bei der kommenden Revolution wird es in Hinsicht des Volksgeistes ebenso sein — die große Mehrzahl jedes in die Bewegung eintretenden Volkes wird dazu reif und im Ziele einig sein, und der erste Anstoß gleichgültig. Aber mit einem wesentlichen Unterschiede. Der Volksgeist wird nicht mehr blos national, er wird international-revolutionär sein. Die Völker werden gegen die Unterdrücker aller Völker im Aufstande sein. Das Ziel wird nicht mehr der Raub an Räubern sein, sondern die Endschaft alles Raubes; nicht mehr die Herrschaft über andere Klassen und Völker, sondern die Abschaffung der Klassen und die Verbrüderung der Völker. Der Umschwung wird nicht mehr blos politisch sein, sondern wesentlich ökonomisch und zum Zwecke, daß es keine Enterbten mehr geben kann. Es wird sich nicht so sehr um die Revolution und deren blinde Verherrlichung handeln, als um

den letzten Zweck aller Revolutionen — ihr Ende, ihren Uebergang in friedliche Verständigung aller Völker und Einzelmenschen."

Wenn der Verfasser nun auch keineswegs gewillt ist, jeden Satz in obigem Artikel blindlings zu indossiren, so muß er doch anerkennen, daß aus der Zusammenstellung der Thatsachen Eines deutlich hervorgeht: daß die Erscheinungen in der Geschichte der Volksentwicklungen mit einer gewissen Regelmäßigkeit eintreten, bei gleichzeitiger Tendenz, den Gesammtnutzen und die Gesammtmoral auf Kosten des Einzelnen zu fördern. Nicht nur ist es das einzelne Individuum, dessen Neigungen und Leidenschaften auf dem Altar der Allgemeinheit geopfert werden, es sind bisweilen auch kleinere oder größere Gruppen, deren Interessen im weiteren Sinne des Wortes in der Gesammtheit untergehen.

Das Wort von John Stuart Mill: „Wahre Sittlichkeit ist nur möglich in einer Gesellschaft von Gleichen" ist paradox und in dieser Fassung kaum ernst zu nehmen. Es ließe sich vielleicht dahin präzisiren, daß wahre Sittlichkeit nur möglich sei, wo der Wohlfahrt der Majorität einer gegebenen Zahl von Menschen Rechnung getragen wird. Ob diese Majorität jemals die ganze Menschheit umfassen wird, ist mehr als zweifelhaft. Wahr ist, daß die Sittlichkeit der Gesammtheit unter dem Verhältniß von Feudal-Herrschaft und Sklaverei leidet, da, wie Thomas Jefferson sagt, dieses Verhältniß alle schlimmen, d. h. für die Gesammtheit schädlichen Neigungen großzieht, als da sind: Willkür, Stolz, Habsucht, Herrschsucht, Hochmuth auf der einen Seite, Rachsucht, Kriecherei, Unaufrichtigkeit, Unselbstständigkeit auf der andern. Doch gilt dies nicht nur für Feudal-Herrschaft und Sklaverei, sondern auch für die ökonomische Herrschaft und die Lohnabhängigkeit, wenigstens in den Extremen der modernen industriellen Entwicklung.

Doch das sind Fragen, die der Verfasser in einem späteren Kapitel zu erwägen gedenkt.

Die Religionen.

„Der Glaube ist zum Ruhen gut,
Doch bringt er nicht von der Stelle,
Der Zweifel in ehrlicher Männer Faust
Der sprengt die Pforten der Hölle.“

Es ist die Aufgabe dieses Kapitels, den Nachweis zu versuchen, daß die Religionen, weit entfernt davon, den Urquell der Moral zu bilden, einen nur sehr mittelbaren Einfluß auf dieselbe ausüben und ausgeübt haben. Es kann nicht die Aufgabe des Verfassers sein, alle Religionen in den Kreis seiner Betrachtungen zu ziehen; die Besprechung der wesentlichsten wird für den gegebenen Zweck genügen müssen.

Lao-tse und Confu-tsee.

Zu den ältesten und entwickeltsten Religionen gehören unstreitig die chinesischen; dieselben verdienen schon deswegen in erster Linie besprochen zu werden, weil sie eine größere Zahl von Bekennern in sich vereinigen, als alle anderen Religionen, mit Ausnahme vielleicht der buddhistischen. Etwa jeder dritte Mensch auf der Erde ist ein Chinese. Die beiden bedeutendsten Religionsstifter der Chinesen sind die Zeitgenossen Lao-tse und Confu-tsee, die beide wahrscheinlich mindestens 500 Jahre vor der angeblichen Geburt Christi lebten. Ersterer legte in seinem berühmten Buch, das er Tao-te-king (nach Büchner „der Weg zur Tugend, oder das Buch über die Kraft und Wirkung“) betitelte, die Anschauung nieder, daß die Welt von einem höchsten Wesen, Namens Tao (nach Büchner Vernunft, Weltvernunft), regiert werde. Dieses Tao ist nichts weiter, als das Symbol der Welt- und Menschenvernunft; es will nicht als absoluter Gebieter über die Menschen herrschen, es will sie nur lieben, leiten, für sie sorgen. (Es wäre nicht unpassend, an dieser Stelle darauf hinzuweisen, in einem wie großen Widerspruch zu dieser Vernunftlehre der Chinesen das Verhalten gewisser europäischer Regierungen erscheint, die sich trotz ihrer vermeintlichen besseren Moral gelegentlich nicht gescheut haben, das chinesische Volk mittels brutaler Gewalt und lediglich

aus Eigennutz den entsittlichenden Einfluß ihrer Macht fühlen zu lassen. Es sei hier, ganz abgesehen von der unverantwortlichen französisch-englischen Invasion im Jahre 1860, bei welcher Gelegenheit der prächtige Sommerpalast des Kaisers von China europäischem Vandalismus zum Opfer fiel, nur an den berüchtigten, von 1840—42 währenden sog. Opiumkrieg erinnert, in welchem England dem chinesischen Volk den Import des ruinösen Opiums von Indien her geradezu aufzwang, nachdem die chinesische Regierung selbst die Mohnkultur in China ihres demoralisirenden Einflusses wegen verboten hatte.)

An die Existenz eines persönlichen Gottes hat Lao-tse allem Anschein nach nicht gelaubt, wie er denn überhaupt nicht nur einer der edelsten, sondern auch einer der aufgeklärtesten Religionsstifter gewesen ist, die es je gegeben. Das Tao-te-king ist eine so treffliche, lautere Lehre, daß es eigentlich erstaunlich ist, warum sich dieselbe nicht über den ganzen Erdball verbreitet hat; man hat ihren Stifter auch den chinesischen Christus genannt, jedenfalls in der Meinung, seinen Werth damit ganz besonders hervorgehoben zu haben. Die Jesuiten-Missionäre des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts sind, wie Büchner bemerkt, ganz folgerichtig auf den Gedanken gekommen, „das Geheimniß des Christenthums müsse den Chinesen schon 500 Jahre früher, als den Juden geoffenbart worden sein." Es ist sehr möglich, daß die braven Jesuiten vollkommen recht gehabt haben; sicher ist, daß es ein paar Jahrtausende später einem deutschen Philosophen, nämlich Feuerbach, vorbehalten gewesen ist, die Lehre des Tao-te-king von Neuem zu „entdecken". — Büchner schließt seine Betrachtungen über die Lehre des Lao-tse mit der treffenden Bemerkung: „Aber als ob ein Fluch auf allen Religionen laste, so brachten Lao-tse's Schüler und Nachfolger sich und die Tao-Lehre durch verächtlichen Schamanisten-Betrug ebenso in Mißachtung und Verruf, wie die Nachfolger Christi dieses mit seiner Lehre gethan haben."

Nicht minder verständig, als die Lehre des Lao-tse, ist die Sittenlehre des Confu-tsee. Dieselbe lehrt vor Allem, daß man auf seine Nebenmenschen dieselben Rücksichten nehmen solle, auf die man selbst gerne Anspruch macht. Wahrlich ein Grundsatz, würdig, im neunzehnten Jahrhundert aufgestellt worden zu sein, oder vielmehr in facto zu werden! Solch ein Grundsatz läßt alle Dogmen und Vorschriften als überflüssig erscheinen; er umfaßt das ganze, durch die Soziabilität bedingte Sittengesetz. Man sieht, daß die chinesischen Religionen, wenngleich (oder vielleicht weil) sie vollkommen atheistisch sind und den Glauben an einen persönlichen Gott und eine Fortdauer nach dem Tode ausschließen, dennoch reine und lautere Moralkerne enthalten.

Nach Schopenhauer „Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom unzureichenden Grunde" (2. Aufl. 1847), kennt die chinesische Sprache

die Ausdrücke für „Gott“ und „Schaffen“ überhaupt nicht, was einen hohen Grad von natürlicher Intelligenz verräth, da wir erst durch die Erfolge der Wissenschaft äußerst langsam zu der Erkenntniß gekommen sind, daß sich hinter diesen Worten nur ein kolossaler Mangel an Kenntnissen versteckt. Die gebildeten Chinesen betreiben überhaupt gar keinen religiösen Kultus und sind vollkommene Atheisten, ohne darum weniger moralisch zu leben, als wir mit unserem Dogmen-Gerümpel.

Welchen Einfluß haben die oben kurz skizzirten, trefflichen Religionen nun auf die Moral, die Kultur des chinesischen Volkes ausgeübt? Haben diese Religionen absolut neue, d. h. für das betreffende Volk neue, Sittenlehren geschaffen, oder waren dieselben nicht vielmehr schon früher in der Volksauffassung enthalten? Bewährt sich an dem chinesischen Volk die Behauptung, daß die Moral der Ausfluß der Religionen sei? Das sind die Fragen, die sich der Verfasser nun vorzulegen hat. Die erste der drei Fragen läßt sich kurz und gut am Besten damit beantworten, daß die Chinesen trotz ihrer vortrefflichen, reinen Religionen, deren Einwirkungen auf sie durch Jahrtausende reichten, erfahrungsmäßig ein Volk sind, das ähnlich, wie die Slaven, in Eigenthumsfragen sehr wenig skrupulös ist, im Betrug nichts Unehrenwerthes erblickt und die Unaufrichtigkeit als ein Gebot der Klugheit betrachtet: Eigenschaften, die übrigens von den meisten asiatischen Völkern getheilt werden. Auf die zweite Frage läßt sich erwidern, daß die Religionen des Lao-tse und Confu-tsee keine absolut neuen Sittenlehren predigten, sondern daß dieselben in ihrem Kern bereits in älteren chinesischen Volksreligionen, oder vielmehr Volkssittenlehren, enthalten waren. Es scheint demnach, wenn man die Moralität des heutigen chinesischen Volkes von unserem Kulturstandpunkt aus betrachtet, als habe dieselbe, vielleicht in Folge der Isolirung, oder der Invasionen von Mongolen und Mandschu's, oder aus anderen dem Verfasser unbekannten Gründen einen Prozeß der Degeneration durchzumachen gehabt, der dann auch die allmälige Korruption der Religionen als begleitenden Umstand zur Folge hatte. — Die dritte Frage muß entschieden mit „nein“ beantwortet werden; denn wäre die Moral der Ausfluß der Religion, so müßte das chinesische Volk eines der moralischsten sein, die es gibt, was bekanntlich durchaus nicht der Fall ist. Von den Chinesen scheint sich also sagen zu lassen, daß sie in Kulturperioden vor dem Zeitpunkt der Religionsstiftung eines Lao-tse oder Confu-tsee höhere Moralbegriffe hatten, als heutzutage, daß sie also nicht nur in ihrer Kultur erstarrt, sondern geradezu zurückgeschlagen sind. Diese Annahme scheint auch in der Thatsache ihre Bestätigung zu finden, daß die chinesischen Religionen mit der Zeit von ihrer Reinheit viel eingebüßt haben: ein neuer Beweis von der Abhängigkeit der Religionen von dem jeweiligen Zustande der Volksseele! Damit ist nun

keineswegs gesagt, daß die Entwicklung der chinesischen Kultur abgeschlossen sei; es stecken im chinesischen Volke im Gegentheil heute noch Moralkerne, die ihm eine große Zukunft verheißen, ohne daß es erst durch das Fegefeuer theistischer Religionen hindurchzuschreiten braucht.

Die Religion der 34 Millionen Japanesen, über deren Stiftung dem Verfasser keine positiven Daten vorliegen, ist ähnlich, wie diejenige der Chinesen, vollkommen atheistisch, oder materialistisch. Der amerikanische Reisende Burrows bezeichnet sie daher als eine „Nation von Atheisten". Die Japanesen glauben weder an einen Gott, noch an eine Unsterblichkeit; sie haben überhaupt keine Dogmen und haben selbst den von ihnen früher betriebenen Ahnendienst eingestellt. Bei ihnen ist also die Religion ersetzt durch eine praktische Morallehre, die ja übrigens überall den Ausgangspunkt der Religion bildet. Trotzdem, oder vielleicht gerade deswegen, werden die Sitten- und Staatsinstitutionen der Japanesen hochgeschätzt. Wenn wir beispielsweise die Prostitution verdammen, die wir doch mit allen Mitteln gleichzeitig begünstigen, und die wir trotz aller heuchlerischen Moral nicht entbehren können, so sind die Japanesen darin weit logischer und vernünftiger. Die Prostitution wird bei ihnen durch den Staat geregelt, und nur, wenn heimlich betrieben, gilt sie als unehrenwerth. Wir machen es gerade umgekehrt und ziehen damit die Heuchelei groß.

Gautama-Buddha-Sakjamuni.

Ein mit den chinesischen fast gleichzeitiger, oder noch älterer Religionsstifter ist der Begründer der freidenkerischen, indischen Naturreligion, Gautama-Buddha-Sakjamuni.

Der Buddhismus ist rein atheistisch; er negirt die Existenz eines Gottes und den Glauben an eine Fortdauer nach dem Tode, predigt dagegen auf naturalistischer Grundlage die Nächstenliebe, die Gleichheit und Brüderlichkeit und verlegt alle Keime der Moral und des Gewissens in den Menschen selbst; das Kastenwesen verwarf er, den Opferdienst beseitigte er. Diese Religion ließe sich mit Recht als die reinste und beste, ja sogar als reiner und besser, wie das Christenthum, bezeichnen, wenn ihr nicht ein schlaffer, fatalistisch-pessimistischer Zug ankleben würde, welcher das ganze Leben als ein Unglück, und nur den Tod als ein Glück, als die wahre Befreiung erscheinen läßt. Dieser eigenthümliche Zug erklärt sich durch die Eigenart des indischen Nationalcharakters, vielleicht auch durch das ökonomische Elend und die Unfreiheit, jedenfalls aber zu einem nicht geringen Theil durch das Klima.

Die Lehre Buddha's verbreitete sich vermöge ihrer Klarheit und

Reinheit mit riesiger Schnelligkeit und vereinigte in sich zeitweise ein Drittel der ganzen damaligen Menschheit (Büchner), ohne daß sie die Hekatomben von Menschenopfern verschlungen hätte, durch welche sich das Christenthum, diese Lehre von der Menschenliebe, ihren Weg bahnte. — Der Buddhismus ist wohl noch heute die verbreitetste Religion auf dem Erdball; er umfaßt etwa 31 Prozent von der Menschheit, zählt also mehr Bekenner als das Christenthum. Er würde wohl heute noch die dominirendste Religion sein, wenn er nicht (800 Jahre nach der angeblichen Geburt Christi) in Indien durch die Brahmanen ausgerottet worden wäre. Immerhin ist der Buddhismus noch heute in den Nachbarländern Indiens so sehr verbreitet, daß er die im Morgenlande am weitesten verbreitete Religion ist. Es ist über den Charakter des Buddhismus eine so umfangreiche Literatur geschaffen worden, die es jedem Laien ermöglicht, sich über ihn zu informiren, daß es sich der Verfasser füglich ersparen kann, an der Hand selbstständiger Quellenforschung über diesen Gegenstand zu dociren. Zweck's weiterer Illustration läßt er daher eine kurze Darstellung des Wesens des Buddhismus folgen, die Dr. Ludwig Büchner's „Kraft und Stoff" (Seite 442, 15. Aufl.) wörtlich entnommen ist: „Die Kosmologie des Buddha lehrt geradeso wie die moderne Naturforschung als Uranfang der Dinge die Existenz eines unendlichen und in das Unendliche verdünnten Urstoffs, aus welchem die einzelnen Welten nach und nach durch Verdichtung entstehen. Diese verflüchtigen sich abermals, um wieder neue Bildungen entstehen zu lassen, und so fort. Die Weltregierung liegt in einer unbegreiflichen, mittelst des obersten Weltgesetzes von Ursache und Wirkung erzielten Nothwendigkeit. Die Welten folgen stufenweise aufeinander und vervollkommnen sich mehr und mehr; desgleichen die organischen Wesen, bis schließlich Alles wieder in den Urzustand absoluter Ruhe und Erlösung, in das sogenannte Nirvana oder Nichts zurückkehrt. Dabei huldigte Buddha dem Grundsatz absolutester Freisinnigkeit und Toleranz andern Meinungen gegenüber, welche er nur als niedrigere Formen der Erkenntniß ansah. Um sich auf seine große Mission würdig vorzubereiten, brachte er nicht blos, wie Christus, vierzig Tage, sondern mehrere Jahre in der Wüste und Einsamkeit zu, wo er, wie die Buddhistische Legende erzählt, ebenso wie Jener, vom Teufel vergeblich versucht wurde. Auch läßt ihn dieselbe Legende, ähnlich wie die christliche Legende den Stifter des Christenthums, auf übernatürliche Weise von einer durch einen Sonnenstrahl befruchteten Königstochter, Maja, geboren werden. Die Buddhisten sandten auch in der Absicht, das Elend in der ganzen Welt zu tilgen, Missionäre aus, wie die Christen, und hielten, wie diese, Konzilien oder Kirchenversammlungen ab. Ihr Ziel war das Wohl der Menschheit, im Gegensatz zu dem Brahmanismus, der nur den eigenen Vortheil

im Auge hatte. Die Blüthezeit des Buddhismus war unter den beiden Königen Asoka, deren erster im Jahre 250 v. Chr. den Buddhismus zur Staats-Religion erhob, ohne jedoch Andersdenkende zu verfolgen. Friedlich lebten unter seiner Regierung Brahmanen und Buddhisten nebeneinander. Fünfzig Jahre nach Chr. berief König Kanischka das vierte Konzil. Max Müller nennt den buddhistischen Moral-Codex einen der vollkommensten, welche die Welt je gesehen hat — obgleich Buddha die Seelentheorie nicht blos verwirft, sondern sie für schädlich und dem Aberglauben förderlich erklärt. An der Stelle theologischer Legenden und Märchen lehrte der große Weise Wissenschaft, Wohlwollen und den Trost schließlicher Ruhe; er — nicht Christus — ist es gewesen, welcher zuerst das Prinzip allgemeiner Menschenliebe zur obersten Tugend erhob. Die Sagen, von denen Buddha's Leben umgeben ist, haben die auffallendste Aehnlichkeit mit den christlichen. (Man vergl. darüber Nat. Reformer, 1882, vol. XXXIX., Nr. 20.) — Leider entartete der Buddhismus (ebenso wie das Christenthum) in denjenigen Ländern, in denen er sich herrschend erhielt, später in den verschiedensten Richtungen und nahm alle denkbaren Thorheiten und Wahnvorstellungen in sich auf, während sein Hauptprinzip oder das Nirvana in ein Paradies voll von Wundern und Heiligen umgewandelt wurde. Denn während die buddhistischen Philosophen und Denker die Lehre des Stifters in logischer Entwicklung zu immer klarerem Atheismus ausprägten, wurde sie vom ungebildeten Volk zu theils monotheistischen, theils polytheistischen Systemen umgeschaffen und durch Vermischung mit brahmanistischen Elementen ihrer ursprünglichen Reinheit entfremdet, während umgekehrt der Brahmanismus eine Menge buddhistischer Elemente in sich aufnahm. Auch christliche Vorstellungen und Einrichtungen mischten sich, als das nestorianische Christenthum nach Central-Asien vorgedrungen war, (namentlich in Tibet) mit der buddhistischen Glaubenslehre und trugen das Meiste dazu bei, daß die tibetanische Kirche jetzt ihren Papst, ihre Kardinäle, Bischöfe und Nonnen, sowie ihre Seelenmessen, Paternoster, Rosenkränze, Weihkerzen und Weihwasser, Prozessionen, Feier- und Fasttage u. s. w., geradeso wie die katholische Kirche, besitzt, und daß dem Dalai-Lama oder Oberpriester in Tibet als dem irdischen Stellvertreter des inzwischen zu einem Gott erhobenen Buddha göttliche Verehrung erwiesen wird. (Näheres bei Radenhausen: „Christenthum ist Heidenthum", Hamburg 1881, S. 60.) Nichtsdestoweniger sind selbst heute noch die Prinzipien des Buddhismus in einem Theile seiner Anhänger so mächtig, daß nach Dr. J. W. Helfer's Bericht über die Tenasserim-Provinzen die Buddhisten daselbst nicht, wie die Anhänger anderer Religionen, Bekehrungen versuchen und sich gegen alle Bekenntnisse gleich duldsam beweisen. Sie behaupten nicht, daß ihr Bekenntniß das beste oder allein wahre, wohl

aber, daß es das für sie passendste sei. Auch scheuen sie sich nicht, Bestandtheile anderer Religionen, welche ihnen gut scheinen, in ihre eigene aufzunehmen. Dagegen setzen die Buddhisten, wie leicht zu denken, den Bekehrungsversuchen christlicher Missionäre einen energischen Widerstand entgegen. Wenn die englischen Pfaffen ihnen sagen, daß sie die Religion der Menschen- und Feindesliebe zu der ihrigen machen sollen, antworten sie mit vollem Recht: „Wie, wir sollen Feinden vergeben, die in unser Land einbrechen? Ihr verzeiht niemals Euren Feinden. Während Ihr vom Frieden redet, stoßt Ihr in die Kriegstrompete. Eure Friedensstimme ist die Stimme des Pulvers und der Gewalt. Ihr predigt Enthaltsamkeit, aber Eure Priester leben in Hülle und Fülle. Bei Eurem Gottesdienst zündet Ihr Kerzen an, als ob Gott im Dunkeln wohnte. Geht nach Haus und lehrt Euer eigenes Volk, friedlich, ehrbar und mäßig zu sein.“ Und zu Dr. Haug, dem Professor des Sanskrit an dem britischen Kolleg zu Puma (Präsidentschaft Bombay), sagten die Brahmanen, indem sie großen Anstoß an dem fanatischen Religions- und Bekehrungseifer des Christenthums nahmen: „Dieser Fanatismus ist ein deutliches Zeichen von Geistesschwäche und Bornirtheit. Ein weiser Mann verfolgt Niemanden seiner religiösen Ansichten wegen.“

Es ist evident, daß das Christenthum eigentlich nichts Neues geschaffen hat, als eine Masse unfruchtbarer Dogmen; denn die herrlichen Moralkerne des Christenthums, als da sind: Nächstenliebe, Wohlthätigkeit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Heiligkeit (Streben nach Vergöttlichung, d. h. Idealisirung) finden sich bereits in reinster Krystallisation im Buddhismus, aus welchem die Stifter des Christenthums allem Anschein nach geschöpft haben müssen. Daß dem Buddhismus der Glaube an die Unsterblichkeit der Menschen fehlt, ist an sich bedeutungslos, da dieser Irrwahn durchaus gar nichts mit der Moral zu thun hat und eher dazu berufen ist, dieselbe zu schädigen, da er für gute Handlungen eine Extra-Belohnung verheißt, während das Bewußtsein, seinen Mitmenschen im Leben gerecht geworden zu sein, als genügende Gratifikation angesehen werden muß. Die Worte, die Hegel an den jungen Heinrich Heine gerichtet haben soll, als dieser ihm von dem Lohn der Tugend nach dem Tode sprach, enthalten eine große, wenn auch bittere Wahrheit: „Sie wollen also noch ein Trinkgeld dafür haben, daß Sie Ihre kranke Mutter gepflegt und Ihren Herrn Bruder nicht vergiftet haben?“

Es ist überhaupt fraglich, ob das Gute individuell zur Belohnung prädestinirt ist. Die hervorragendsten und sittlich edelsten Philosophen aller Zeiten haben die persönliche Fortdauer nach dem Tode, gerade wie Buddha es thut, geleugnet, und die christlichen Theologen reden daher bewußt die Unwahrheit, wenn sie behaupten, der Unsterblichkeitsglaube sei mit der Moral derart verwachsen, daß dieselbe ohne ihn nicht vollkommen sein könne.

Aus obigen Darstellungen geht fast ohne besonderen Hinweis deutlich hervor, daß bei den Bekennern des Buddhismus von der Wirkung sogenannter statutarischer Religionen auf die Volks-Moral keine Rede sein kann. Die in dem Buddhismus enthaltene Sittenlehre ist einfach ein Extrakt der durch den allmäligen Fortschritt der Soziabilität bedingt gewesenen Utilitätsprinzipien. Dieser Fortschritt ist bei keinem Volk, also auch nicht bei den Bekennern des Buddhismus, ein permanenter gewesen; er ist gehemmt worden durch eine ganze Reihe äußerer Einwirkungen, von denen das Klima und die Bodenbeschaffenheit nicht die bedeutungslosesten sind. Der kulturelle Rückschlag hat dann stets in sekundärer Weise den Verfall der Religion zur Folge, und nicht umgekehrt, wie die Theologen behaupten. Wäre die Religion der große Urquell der Sittlichkeit, so müßten die Indier, sowie die Bekenner des Buddhismus in den Nachbarländern Indiens, ein wahres Muster von Kultur und Sittlichkeit geworden sein, denn ihre Religion ist die reinste, die man sich denken kann; sie ist so vortrefflich, daß die moderne Gelehrsamkeit ohne Scheu auf sie zurückgreift, wie sie ja auch vom Christenthum plagiirt worden ist. Es ist der scheinbare Widerspruch, der in der anfänglichen hohen Entwicklung der Religion einerseits, und dem spätern Verfall der Sittlichkeit andererseits sich bemerkbar macht, nur dadurch zu erklären, daß Religion und Sittlichkeit überhaupt nur sehr lose mit einander verknüpft sind, also auch leicht aus dem Kontakt gerathen können und gerathen.

Bei der späteren Besprechung des Christenthums im Parallelismus mit der heutigen Moral wird sich dieselbe Beobachtung noch eklatanter bestätigen. — Auerbach sagt: „Die Handlungen der Menschen sind unabhängig von dem, was sie über Gott u. s. w. glauben; sie handeln nach inneren (will heißen natürlichen) Eingebungen und Gewohnheiten." Es ließe sich noch hinzufügen, daß die Menschen als Gesammtheit sich nur so und nicht anders entwickeln, als sie sich nach den Naturbedingungen entwickeln können. Eilt eine von besonders begabten Religionsstiftern individuell geschaffene Sittenlehre, die übrigens nie vollkommen in der Luft stehen kann, sondern sich stets auf die Schultern des schon Bestehenden stützt, der Zeit, d. h. den durch die natürlichen Verhältnisse jeweilen bedingten Begriffen, um etwas voraus, so finden natürliche Reaktionen statt, die häufig zu Kultur-Rückschlägen führen. Die besten Kerne schälen sich aber trotz alledem immer und immer wieder neuumgeschmolzen, geläutert und stets reiner und reiner heraus; sie werden der Gesammtheit zugänglicher, wenn auch einzelne Gruppen, denen sie vielleicht gerade ihre Entstehung verdanken, ihrer theilweise oder ganz verlustig gehen. Es kommt beim Buddhismus noch hinzu, daß der ihm innewohnende Fatalismus, so berechtigt er philosophisch auch sein möge, praktisch der

Utilität nicht sehr förderlich ist, weil er erschlaffend, lähmend auf die Thätigkeit wirkt. In dieser Richtung ist das Christenthum menschlich-praktischer; es ist darum auch vorzugsweise die Religion der gemäßigten Zonen geworden, die der Schlaffheit, dem Fatalismus, dem Pessimismus, weniger Vorschub leisten, als die heißen.

Moses.

Einer der hervorragendsten Religionsstifter und Emanzipatoren aller Zeiten ist unstreitig Moses (Mosche) gewesen, und es ist sehr zu beklagen, daß der Mosaismus zeitweilig durch den Talmudismus verdunkelt worden ist. Der Mosaismus ist im Gegensatz zu dem Buddhismus eine deistische Religion, hat aber andererseits mit letzterem das gemein, daß er sich von der Annahme eines Lebens, einer Belohnung nach dem Tode (im Himmel) freigehalten hat. Nach Richter findet sich in den vor dem babylonischen Exil geschriebenen Büchern des alten Testaments nirgends eine sichere Spur einer Lehre von der individuellen Fortdauer nach dem Tode. Es ist auch dem Verfasser bei genauer Prüfung der betreffenden Bücher des alten Testaments nicht gelungen, eine solche unzweideutige Spur irgendwo zu entdecken.

Um den Mosaismus vollkommen würdigen zu können, ist zu bedenken, daß der Stifter desselben nicht blos der Agitator seiner Sittenlehre, sondern gleichzeitig ein ökonomischer Emanzipator gewesen ist. Die Befreiung aus dem Joch der egyptischen Frohne machte naturgemäß auch die Kreirung einer eigenen Pflichtgesetzgebung erforderlich, deren Ursprünge übrigens schon in der nationalen Eigenart des Volkes Israel von jeher begründet gewesen zu sein scheinen. Die Israeliten haben sich vor allen andern Völkern des Orients stets durch einen spiritualistischen Glauben, strenge und keusche Sitten, durch religiöse Innigkeit und durch die Uebung von Tugend und Gerechtigkeit ausgezeichnet. Moses fand also einen für seine Religionsstiftung äußerst fruchtbaren Boden vor, der nur des erfrischenden Hauchs der Freiheit bedurfte, um reiche Früchte zu tragen. — Die mosaischen Institutionen sind zu einem bedeutenden Theil in den die zehn Gebote enthaltenen Gesetzestafeln niedergelegt. Dieselben umfassen, wenn man von denjenigen Geboten, die sich auf das direkte Verhalten zu einem imaginären Gott beziehen, absieht, das Sittengesetz, wie es die Soziabilität zu erzeugen pflegt, in fast vollkommener Totalität. Der Verfasser darf die zehn Gebote als so bekannt voraussetzen, daß er auf die inhaltliche Besprechung derselben verzichtet; dagegen ist auf den statutarischen Modus der mosaischen Gesetz-

gebung hinzuweisen. Moses hat es, da er einen persönlichen Gott lehrte, ähnlich wie Mohamed für praktisch erachtet, seine Gesetzestafeln, als direkt von Gott überkommen, dem Volke zu übergeben. Daher ist es zu erklären, warum die Juden bis auf den heutigen Tag mit so orthodoxer Zähigkeit an ihren Satzungen hangen, daß sie mit Recht die „Schweizergarde des Deismus" genannt werden dürfen. Abgesehen von diesem praktischen Kunstgriff hat sich Moses übrigens streng an die bereits bestehenden Auffassungen angepaßt und nur wenigen vollkommenen Neuerungen, und zwar in kommunistischem Sinne, Eingang zu schaffen gewußt. Namentlich hat er in einigen Eigenthumsfragen reorganisatorisch, oder vielmehr eminent schöpferisch gewirkt, indem er sich bestrebte, das Eigenthum in Einklang mit dem Vernunftrecht, d. h. mit derjenigen Auffassung von Recht zu bringen, die dem Gesammtwohl förderlich ist. Ein solcher Akt war die mosaische Institution des Jubeljahres, bei welcher Gelegenheit jedes alienirte Gut, das bei den damaligen Juden als ackerbautreibendem Volk vornehmlich in Grundbesitz bestand, an seinen ursprünglichen Besitzer überging, gleichgültig in welcher Form es vordem die Hände gewechselt hatte. Diese Institution kann als eine durchaus moralische, d. h. nützliche bezeichnet werden; sie unterscheidet sich namentlich vortheilhaft von den römischen Gesetzen der Verjährung. Moses hat mit dem Jubeljahr augenscheinlich nicht eine Abschaffung des Eigenthums, sondern nur eine gerechte Vertheilung, eine Verallgemeinerung desselben bezweckt, und zwar schwebte ihm dabei der mächtige Gedanke von der emanzipatorischen Wirkung der Freiheit vor, ein Gedanke, der auch aus allen seinen Gesetzen über die Armenpflege hervorleuchtet. (Die Institution des Jubeljahres erinnert im Prinzip an den Modus der Landvertheilung bei den alten Germanen, wie ihn Cornelius Tacitus in seiner „Germania" [Uebersetzung von Dr. Max Oberbreyer, Seite 33] beschreibt: „Die Ländereien werden nach der Zahl der Bebauer von der Gesammtzahl abwechselnd in Besitz genommen und dann unter die Einzelnen nach dem Range vertheilt. Die Ausdehnung der Fluren erleichtert die Vertheilung. Alljährlich wechselt man mit dem Ackerlande, und es bleibt immer noch ein Theil brach liegen.") Er war jedoch nicht nur ein Idealist, sondern auch gleichzeitig ein praktischer Kopf, der nie das Unmögliche vom Himmel herunterzureißen versuchte. So hat er trotz seiner tiefwurzelnden Abneigung gegen die Sklaverei nicht etwa die Abschaffung derselben dekretirt, sondern ist vorerst nur mildernd zu wirken bestrebt gewesen. „Wollte aber ein Sklave, den das Gesetz endlich befreite, durchaus nicht das Haus des Herrn verlassen, so befahl Moses, daß der unverbesserliche, servile Lump mit dem Ohr an den Thürpfosten des herrschaftlichen Hauses angenagelt würde, und nach dieser schimpflichen Ausstellung war er verdammt, auf

Lebenszeit zu dienen.“ (H. Heine, „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland.“)

Der große Gedanke der mosaischen Religion war Befreiung, Befreiung in ökonomischer und geistiger Beziehung, und die strengen mosaischen Sittengesetze erscheinen damit keineswegs im Widerspruch; denn die strengste Pflichtgesetzgebung war bei der Leitung des Volkes Israel aus den Banden pharaonischer Knechtschaft hinüber in das gelobte Land Kanaan einfach ein Gebot der Klugheit; — und Klugheit war die dominirende mosaische Eigenschaft! Uebrigens zeichnete sich Moses nicht nur durch hervorragenden natürlichen Verstand, sondern auch durch eine für seine Zeit bemerkenswerthe gelehrte Bildung aus, die er der Erziehung am Hof der Pharaonen verdankte. In dem 7. Kapitel der Apostelgeschichte, Vers 22, steht zu lesen: „Und Moses ward gelehret in aller Weisheit der Egypter, und war mächtig in Werken und Worten.“

Ueber Moses und das Judenthum hat der berühmte deutsche Dichter Heinrich Heine ein geistreiches Aperçu geliefert, dessen Wiedergabe der Verfasser sich an dieser Stelle nicht versagen kann. Der betreffende Passus in den „Geständnissen“ lautet wie folgt: „Welche Riesengestalt! Ich kann mir nicht vorstellen, daß Og, König von Basan, größer gewesen sei. Wie klein erscheint der Sinai, wenn der Moses darauf steht! Dieser Berg ist nur das Postament, worauf die Füße des Mannes stehen, dessen Haupt in den Himmel hineinragt, wo er mit Gott spricht — Gott verzeih' mir die Sünde, manchmal wollte es mich bedünken, als sei dieser mosaische Gott nur der zurückgestrahlte Lichtglanz des Moses selbst, dem er so ähnlich sieht, ähnlich in Zorn und Liebe. Es wäre eine große Sünde, es wäre Anthropomorphismus, wenn man eine solche Identität des Gottes und seines Propheten annähme — aber die Aehnlichkeit ist frappant.

„Ich hatte Moses früher nicht sonderlich geliebt, wahrscheinlich weil der hellenische Geist in mir vorwaltend war und ich dem Gesetzgeber der Juden seinen Haß gegen alle Bildlichkeit, gegen die Plastik, nicht verzieh. Ich sah nicht, daß Moses, trotz seiner Befeindung der Kunst, dennoch selber ein großer Künstler war und den wahren Künstlergeist besaß. Nur war dieser Künstlergeist bei ihm, wie bei seinen egyptischen Landsleuten, nur auf das Kolossale und Unverwüstliche gerichtet. Aber nicht wie diese Egypter formirte er seine Kunstwerke aus Backstein oder Granit, sondern er baute Menschenpyramiden, er meißelte Menschenobelisken, er nahm einen armen Hirtenstamm und schuf daraus ein Volk, das ebenfalls den Jahrhunderten trotzen sollte, ein großes, ewiges, heiliges Volk, ein Volk Gottes, das allen andern Völkern als Muster, ja der ganzen Menschheit als Prototyp dienen konnte: er schuf Israel! Mit größerem Rechte, als der römische Dichter, darf jener Künstler, der Sohn Amram's

und der Hebamme Jochebed, sich rühmen, ein Monument errichtet zu haben, das alle Bildungen aus Erz überdauern wird!

„Wie über den Werkmeister, hab' ich auch über das Werk, die Juden, nie mit hinlänglicher Ehrfurcht gesprochen, und zwar gewiß wieder meines hellenischen Naturells wegen, dem der judäische Ascetismus zuwider war. Meine Vorliebe für Hellas hat seitdem abgenommen. Ich sehe jetzt, die Griechen waren nur schöne Jünglinge, die Juden aber waren immer Männer, gewaltige, unbeugsame Männer, nicht blos ehemals, sondern bis auf den heutigen Tag, trotz achtzehn Jahrhunderten der Verfolgung und des Elends. Ich habe sie seitdem besser würdigen gelernt, und wenn nicht jeder Geburtsstolz bei den Kämpen der Revolution und ihrer demokratischen Prinzipien ein närrischer Widerspruch wäre, so könnte der Schreiber dieser Blätter stolz darauf sein, daß seine Ahnen dem edlen Hause Israel angehörten, daß er ein Abkömmling jener Märtyrer, die der Welt einen Gott und eine Moral gegeben, und auf allen Schlachtfeldern des Gedankens gekämpft und gelitten haben.

„Die Geschichte des Mittelalters und selbst der modernen Zeit hat selten in ihre Tagesberichte die Namen solcher Ritter des heiligen Geistes eingezeichnet, denn sie fochten gewöhnlich mit verschlossenem Visier. Ebensowenig die Thaten der Juden, wie ihr eigentliches Wesen, sind der Welt bekannt. Man glaubt sie zu kennen, weil man ihre Bärte gesehen, aber mehr kam nie von ihnen zum Vorschein, und, wie im Mittelalter, sind sie auch noch in der modernen Zeit ein wandelndes Geheimniß. Es mag enthüllt werden an dem Tage, wovon der Prophet geweissagt, daß es alsdann nur noch einen Hirten und eine Heerde geben wird, und der Gerechte, der für das Heil der Menschheit geduldet, seine glorreiche Anerkennung empfängt."

An den Juden ist vornehmlich zu bemerken, daß sie Deisten par excellence sind; sie stellen sich ihren Gott nicht als liebenden, gemüthlichen Vater vor, wie die Christen, sie denken sich ihn als einen fanatischen, „donnernden Tyrannen", der in der einen Hand das Gesetzbuch, in der anderen die Zuchtruthe hält. Diese Auffassung ist möglicherweise durch die lange Knechtschaft zu erklären, in der die Juden geschmachtet haben; sie kollidirt, da sie nur den Anthropomorphismus, die Vorstellung der Gottheit als Persönlichkeit, betrifft, keineswegs mit der trefflichen mosaischen Sittenlehre; denn, wie bereits früher bemerkt, Moral und Gottesidee sind nur locker mit einander verknüpft, wobei die letztere gewöhnlich als eine mehr hinderliche wie nützliche Beigabe erscheint. Streicht man den finsteren, zürnenden Jehovah aus dem Mosaismus, so hat derselbe an seinem moralischen Gehalt absolut gar nichts eingebüßt, sondern eher gewonnen. Moses hat seinen Jehovah dem Volk

nur vorgehalten, etwa wie man Kindern mit dem Knecht Ruprecht droht, der die Ruthe im Sack hat. — Der streng-deistische Zug im Judenthum läßt sich vielleicht auch aus den alt-nationalen Eigenthümlichkeiten der Israeliten erklären, denen sie ihre isolirte Stellung gegenüber anderen orientalischen Völkern zu verdanken hatten. Diese Eigenthümlichkeiten sind vornehmlich: Genügsamkeit, Ernst, Keuschheit, Verachtung des Fleisches u. A. m. Die solchergestalt mehr auf das Abstrakte gewandte Geistesrichtung des Judenthums mag die Inklination desselben, im Gegensatz zu den Indern und Chinesen, eine außerweltliche Gottheit sich zu denken, vielleicht rechtfertigen; in keinem Fall aber kann die praktische mosaische Sittenlehre, die auf einer bereits traditionellen Moral erbaut war, als eine Frucht des finsteren Deismus bezeichnet werden, von dem sie begleitet wurde.

Das Judenthum ist, wie Heine sich in seinen „Gedanken und Einfällen" ausdrückt, die „Aristokratie": „Ein Gott hat die Welt erschaffen und regiert sie; alle Menschen sind seine Kinder, aber die Juden sind seine Lieblinge und ihr Land ist sein auserwähltes Dominium. Er ist ein Monarch, die Juden sind der Adel und Palästina ist das Exarchat Gottes." Diese Auffassung erklärt sich aus der berechtigten Exklusivität der Juden anderen orientalischen Völkern gegenüber, denen sie in moralischer Beziehung, wie bereits erwähnt, weitaus überlegen waren. — Dem Christenthum war es später vorbehalten, auf dieser Basis verallgemeinernd, popularisirend, universell zu wirken.

Aehnlich wie allen Religionsstiftungen ist es auch dem Mosaismus ergangen: er hat sich in vollkommener Reinheit nicht konstant erhalten können und ist vom Talmudismus überwuchert worden, ähnlich wie die Religion Christi durch den Cäsaro-Papismus. Dem Philosophen Moses Mendelssohn war es erst vorbehalten, den reinen Mosaismus unter den deutschen Israeliten wieder zur Geltung zu bringen, indem er die hierarchische Religions-Tyrannei des Talmud kritisch vernichtete, wie Luther diejenige des Papismus. Es ist das Verdienst Mendelssohn's, bei Verwerfung der Tradition die Moralkerne des Mosaismus gereinigt und geläutert aus dem Talmudismus wiederum herausgeschält zu haben, wobei er seiner deistischen Neigung folgend allerdings überflüssigerweise das mosaische Ceremonialgesetz beibehielt.

Der Verfasser glaubt, auch an dem Beispiel der mosaischen Religion die Wahrheit hinreichend illustrirt zu haben, daß die Völker sich ihre Gottheiten nach ihrer, durch natürliche Verhältnisse bedingten Eigenart schaffen, während die Moralgesetze ziemlich unabhängig von der Gottesidee, unabhängig von dem Glauben an eine Fortdauer nach dem Tode, ihren selbständigen Entwicklungsgang durchzumachen haben, wobei sich

gleichzeitig das Gesetz bestätigt, daß der Verfall der Moral auch eine Ueberwucherung der Religionen (Saduzäer und Pharisäer) zur Folge hat, während das Wachsthum der Kultur unter günstigen Umständen stets das Reinere und Reinste aus denselben auszuscheiden bestrebt ist.

Mahomed.

Der Verfasser kommt nun auf diejenigen Religionsstiftungen zu sprechen, die sich direkt oder indirekt an den Mosaismus anlehnen. Eine solche Religionsstiftung ist der Islam. — Bevor zu einer eingehenderen Besprechung desselben geschritten wird, muß auf die Thatsache hingewiesen werden, daß die Araber ursprünglich ein rohes, ungebildetes, halbwildes Nomadenvolk gewesen sind, was sich aus der großen Dürftigkeit der Bodenbeschaffenheit des von ihnen bewohnten Landes erklären dürfte. Erst nachdem die Araber sich in den Besitz Persiens, Indiens und Spaniens, also in den Besitz von Landstrecken günstigerer Bodenbeschaffenheit gesetzt hatten, fing sich ihre Kultur an zu entwickeln. Vor Mahomed trieben die Araber vornehmlich Götzendienst, und auch Mahomed hat es nicht für nothwendig gehalten, denselben vollkommen zu beseitigen. In der zweiten Sure des Koran, „geoffenbart zu Medina," gestattet er den Gläubigen auf das Unzweideutigste, den Götzendienst fortsetzen zu dürfen. Die betreffende Stelle im Koran lautet wörtlich: „Auch Sapha und Merwa sind Heiligthümer Gottes, und wer nach dem Tempel wallfahrtet und ihn besucht, der begeht nichts Böses, wenn er um diese herumgeht." Nun sind Sapha und Merwa nichts Anderes, als zwei Berge in der Nähe der Stadt Mekka, wo sich Götzenbilder befanden, deren Verehrung Mahomed den Gläubigen ohne Skrupel gestattete. — Mahomed war ein Mensch, der, mit einem ungewöhnlichen Grad von List und Verschlagenheit ausgerüstet, die denkbar verwerflichsten Mittel angewandt hat, um seiner Religion Verbreitung zu verschaffen. Wo die List nicht ausreichte, schritt er kurz entschlossen zur Gewalt; die 47. Sure des Koran, geoffenbart zu Medina, die sich „der Krieg" (d. h. Religionskrieg) betitelt, ist eine Probe der naiven Brutalität, durch die sich Mahomed auszeichnete. Gleich zu Beginn der Sure lautet sein Programm in scheußlicher Nacktheit wie folgt: „Wenn ihr mit den Ungläubigen zusammentreffet, dann schlaget ihnen die Köpfe ab, bis ihr eine große Niederlage unter ihnen angerichtet habt." Dieser Koran, der übrigens nicht von Mahomed selbst geschrieben worden ist, welcher im Gegensatz zu Moses und Christus so ungebildet war, daß er weder lesen noch schreiben konnte, ist überhaupt ein merkwürdiges Buch, eine eigenthüm-

liche Mischung von krassestem Aberglauben und gesunder Vernunft, fader Geschwätzigkeit und sittlichem Ernst, naiver Brutalität und zimperlicher Weichlichkeit: kurzum ein Werk, das fast auf jeder Seite, wenn man von den meist faden Originalitäten und gehässigen, zumal gegen die Juden-Christen gerichteten, polemischen Ausfällen absieht, den Stempel des cynischen Plagiats trägt. Dabei ist Mahomed ein so durch und durch unaufrichtiger, verlogener Charakter, was aus seinen sophistischen Wortklaubereien deutlich hervorgeht, daß es geradezu erstaunlich ist, wie solch ein Tölpel der Stifter einer großen Religion werden konnte: ein neuer Beweis für die Thatsache, daß Moral und Religion sehr locker mit einander verbunden sind. — Den wesentlichsten Inhalt seiner Lehre hat Mahomed mit großer Unverfrorenheit, oft fast wörtlich, aus den mosaischen Büchern gestohlen, wobei er es sich aber nicht versagt, das Gute mit seinem eigenen faden Gewäsch zu verquicken und gleichzeitig zu polemisiren.

Die 4. Sure des Koran, „geoffenbart zu Medina", die von den „Weibern" handelt, ist zum größten Theil ein Plagiat. Diejenigen Stellen der betreffenden Sure, die von dem Erbrecht, der Morgengabe, den Familien- und Heirathssatzungen, den Abwaschungen, dem Incest u. s. w. handeln, sind mosaischen Ursprungs. Dabei hat Mahomed die Frechheit, von den Juden in wegwerfender Weise derart zu reden, als hätten sie „nur einen Theil der Schrift". In derselben Sure, deren mosaische Abstammung klar ersichtlich ist, perorirt er späterhin folgendermaßen: „Hast du nicht beobachtet, denen ein Theil der Schrift geworden? Sie verkaufen nur Irrthum und wollen, daß ihr vom rechten Wege abweicht; aber Gott kennet eure Feinde, und Gott ist hinlänglicher Schutz und Helfer. Einige von den Juden rücken Worte von ihrer wahren Stelle und sprechen: Wir haben gehört und wir gehorchen dennoch nicht. Höre du nun auf uns, was du doch nicht verstehst, und sieh' auf uns. Zweideutiges spricht ihre Zunge, und Schimpfreden gegen die Religion. Sagten sie aber: Wir hören und gehorchen, höre auch du und blick auf uns; wahrlich das wäre besser für sie und richtiger; so aber fluchet Gott ihrer, ihres Unglaubens wegen. Nur Wenige von ihnen werden gläubig werden." — An einer andern Stelle imputirt er den Juden, sie hielten Esra für den Sohn Gottes. Die Stelle lautet in der 9. Sure, datirt von Medina: „Die Juden sagen, Esra ist der Sohn Gottes, und die Christen sagen, Christus ist der Sohn Gottes. Sie sprechen das nur mit dem Munde und wiederholen so, was die Ungläubigen, welche vor ihnen lebten, bereits gesagt haben. Gott wird sie schon strafen ihrer Lügen wegen. Sie erkennen außer Gott und Christus, den Sohn der Maria, ihre Rabbinen und Mönche als ihre Herren an," u. s. w. Die Vorliebe der Juden für Esra, den Wiederhersteller der Schrift, benutzt

er in cynischer Weise, um ihnen vorzuwerfen, sie hätten ihn zum Sohn Gottes erklärt. Solche offenbare Lügen haben Mahomed nicht viel Skrupel bereitet. Wo er die mosaischen Quellen benutzt, da unterläßt er es nie, sie auf irgend eine Weise zu trüben und zu entstellen. Gleich die 2. Sure des Koran, die sich die „Kuh" betitelt und von der mosaischen Gesetzgebung, der Anbetung des goldenen Kalbes, der Opferung der Kuh, dem angeblichen, durch die Ränke des Satans verursachten Abfall des Königs Salomo von Gott, von der Rehabilitirung Salomos durch Mahomed, u. s. w. handelt, ist voll von Entstellungen und Erdichtungen. Während Mahomed auf der einen Seite Lügen und Verdächtigungen gegen die Juden nicht verschmäht, zeigt er sich auf der andern Seite, wo er sie seiner Lehre zugänglich machen will, von heuchlerischer Nachgiebigkeit. So befahl er anfänglich inkonsequenter Weise, daß die „Kibla", d. h. die Gesichtsrichtung der Gläubigen beim Gebet, gen Jerusalem gerichtet sein solle, indem er hoffte, sich die Juden durch dieses Zugeständniß geneigt zu machen. Als sich diese Hoffnung als eitel erwies, da ließ er sich von seinem Gott zu einer Schwenkung der „Kibla" nach Mekka hin inspiriren. In der Mitte der 2. Sure rechtfertigt er seine Inkonsequenz in geradezu ekelhaft sophistischer Weise. — Von Christus nimmt Mahomed an, daß er nicht an's Kreuz geschlagen worden sei, sondern daß statt seiner ein Anderer die Todesstrafe zu erleiden gehabt habe. Die Juden tadelt er, weil sie Jesum nicht als Propheten anerkannten, die Christen, weil sie ihn für Gottes Sohn ausgaben. Die Dreieinigkeitstheorie verwirft er. Aus Klugheit erkennt er Christum als einen, wenn auch nicht vollkommen ebenbürtigen Propheten an, macht ihm aber einen Vorwurf daraus, daß er die Rolle des Sohnes Gottes habe spielen wollen. Das scheint dem Verfasser eine der wenigen Stellen zu sein, in welchen Mahomed nicht so ganz Unrecht hatte.

Eine der charakteristischen Eigenschaften Mahomeds ist der Fatalismus, der Glaube an Prädestination. Diese seine Richtung offenbart sich u. A. gegen Schluß der 3. Sure, wo Mahomed seiner Ansicht Ausdruck verleiht, daß Gutes und Böses in der Welt vorausbestimmt sei. Um seine Anhänger zum Religionskriege zu ermuntern, verheißt er, daß die Gefallenen zu Märtyrern der Wahrheit bestimmt seien. Die betreffende Stelle lautet: „Seid daher nicht verzagt und nicht traurig. Ihr werdet die Oberhand behalten, wenn ihr nur Gläubige seid. Werdet ihr im Kriege verwundet, auch euere Gegner werden gleichfalls verwundet. Wir lassen die Tage unter den Menschen so abwechseln, auf daß Gott Diejenigen kennen lernt, so da glauben, und Märtyrer aus euch macht; — die Frevler aber liebt Gott nicht." Auch lehrt er in derselben Sure, wie die Rabbinen in Tract. Rosch Haschanah, daß Gott ein Buch führe, in welchem er die vorherbestimmte Lebensdauer der Menschen aufnotirt.

Der Wortlaut des betreffenden Passus ist folgender: „Kein Mensch kann sterben ohne den Willen Gottes, wie geschrieben steht in dem Buche, das die Zeitbestimmung aller Dinge enthält.“ Ob Mahomed dieses Buch mit eigenen Augen gesehen hat, davon schweigt er. An einer andern Stelle in der 9. Sure wird der Fatalismus Mahomeds in noch unzweideutigerer Weise bestätigt. Es handelt sich an dieser Stelle um die Motive, aus denen manche seiner Anhänger dem Religionskriege fern blieben. Mahomed, der alle aus freiem Denken und Wollen resultirenden Handlungen der Menschen auf Vorherbestimmung Gottes zurückführt, versucht auch die erwähnte Abneigung vieler „Gläubigen“ gegen die Antheilnahme am Religionskriege des Charakters der freien Entschließung zu entkleiden. Die betreffende Stelle lautet: „Hätten sie auch nur den Willen gehabt, zum Kampfe zu ziehen, so würden sie sich doch wenigstens gerüstet haben. Ihrem Ausziehen aber war Gott entgegen, und darum machte er sie träge, und es ward ihnen gesagt: Bleibet still sitzen mit den Stillsitzenden (d. h. bei den Weibern, Kindern und Greisen).“

Mahomed ist ein Religionsstifter, der seine Erfolge dem Schwert, dem Fanatismus, dem Judenhaß, sowie seiner natürlichen Verschlagenheit, die mit Energie, Zähigkeit und physischem Muth gepaart war, zu verdanken hat. Er ist auch von seinen Anhängern nicht bedingungslos anerkannt worden. Sie machten ihm alle möglichen, wahrscheinlich wohl berechtigten Vorwürfe; z. B. daß er nach der siegreichen Schlacht zu Bedr einen Theil der Beute unterschlagen habe. Auch daß er für sich als Propheten alle möglichen Vorrechte postulirte, namentlich in Bezug auf die erlaubte Zahl der Frauen, ist ihm übel ausgelegt worden. In seiner bekannten Manier rechtfertigt er sich gegen diese Vorwürfe durch „göttliche“ Inspirationen. Die Stelle lautet in der 34. Sure wie folgt: „Dir, o Prophet, erlauben wir, deine Frauen, die du durch eine Morgengabe erkauft, nnd ebenso deine Sklavinnen, welche dir Gott geschenkt, und die Töchter deiner Oheime und Muhmen, von Vater und Mutter Seite, die mit dir aus Mekka geflüchtet sind, und jede gläubige Frau, die sich dem Propheten überlassen und die derselbe heirathen will. Diese Freiheit sollst du haben vor den übrigen Gläubigen. Wir wissen es recht gut, was wir hinsichtlich ihrer Frauen und Sklavinnen befohlen haben; dennoch begehst du kein Verbrechen, wenn du Gebrauch von dieser Freiheit machest; denn Gott ist versöhnend und barmherzig.“

Die Juden tadelten seine sinnlichen Begierden und wehrten sich gegen seine Bekehrungsversuche mit dem boshaften Ansinnen, er solle sich durch „himmlisches Feuer“ legitimiren. Sein Gott scheint ihm jedoch diese Legitimation vorenthalten zu haben; denn die Juden blieben ungläubig. Seine nächsten Verwandten scheinen ihm nicht einmal getraut zu haben; die 111. Sure, „geoffenbart zu Mekka,“ richtet sich gegen

Abu Laheb, der sich weigerte, an Mahomeds göttliche Mission zu glauben, (Anmerk. Abu Laheb war der Zuname Abd'al Uffa's, einer der Söhne des Abd'al Mottaleb, Oheim des Mahomed. Dr. Ullmann.) und lautet: „Im Namen des allbarmherzigen Gottes. Untergehen sollen die Hände des Abu Laheb; untergehen soll er selbst. Sein Vermögen und Alles, was er sich erworben, soll ihm nichts helfen. Zum Verbrennen wird er kommen in das flammende Feuer, und mit ihm sein Weib, welche Holz herbeitragen muß, und an ihrem Halse soll hängen ein Seil, geflochten aus Fasern eines Palmbaumes."

Die ungläubigen Koraischiten gingen so weit, zu erklären, daß sie nur dann an Mahomed glauben wollten, wenn an Jeden einzeln ein Brief direkt vom Himmel des Inhalts gelange: „Von Gott an N. N. Gehorchet dem Mahomed!"

Die Juden in Arabien weigerten sich, den Islam anzunehmen; der Stamm Nadir, der in der Nähe von Medina seinen Wohnsitz hatte, schloß zwar anfänglich in Folge seiner isolirten Lage ein Bündniß mit Mahomed, erkannte ihn sogar nach der Schlacht bei Bedr als Propheten an, zeigte sich aber späterhin renitent und wurde zur Auswanderung nach Syrien, Chaibar und Hira gezwungen. Die Beute, die Mahomed bei dieser Gelegenheit machte, behielt er eigennütigerweise für sich allein. Einige seiner Landsleute hatten den genialen Einfall, ihm zuzumuthen, er solle ein Jahr lang ihre Götter verehren, dann wollten sie ebensolange auch seine Götter anerkennen; in der 109. Sure weist er dieses curiose Ansinnen mit Entrüstung zurück. — Der Koran ist voll wüsten Aberglaubens, ganz in Uebereinstimmung mit dem niedrigen Kulturgrade der damaligen Araber. Was am Islam preiswürdig und nützlich ist, verdankt er dem künstlich aufgepfropften Mosaismus. Er ist, wie dieser, ein mächtiges Bollwerk gegen das Christenthum gewesen, und verdankt seine Erfolge wohl zumeist dem fanatischen Haß, den Mahomed, und nach ihm eine ganze Menge anderer falscher Propheten bis herab zum Mahdi seligen Andenkens, in seinen Bekennern gegen alles Abendländische großgezogen haben. Ueber die Thätigkeit falscher Propheten in Asien und Afrika hat der ungarische Weltreisende Vambéry im „Magyar Salon" folgende interessante Darstellung veröffentlicht: „In den verflossenen Jahrzehnten sind in Persien, Centralasien und in der Türkei zahlreiche Mahdi's aufgetaucht, ich will aber hier nur derer gedenken, mit denen ich in eine gewisse Berührung getreten bin. Im Jahre 1858 lebte in einer Vorstadt Konstantinopels ein wunderthätiger Mollah, der Jahr aus Jahr ein in der Vorhalle einer Moschee die größten Wunder verrichtete. Die Gläubigen behaupteten von ihm, daß er mit einem einzigen Athem solche Krankheiten heilen könne, welche allen Erfahrungen der Wissenschaften Trotz geboten, daß er in solche

Orte eindringen könne, welche durch hundert und abermal hundert Schlösser verschlossen seien, daß er mit einem Worte in den unteren Volksschichten jenes Viertels ein solch blindes Vertrauen genieße, daß es seinerseits nur eines Zuckens mit den Augenlidern bedürfe, um die Menge gegen den Sultan und seine Minister zu hetzen, weil diese allen sündhaften Neuerungen Thür und Thor geöffnet und durch die Reform des Islams dessen Ruin herbeigeführt haben. Dieser Verkündiger des Islams nannte sich Mahhi, d. h. wörtlich „ein von Gott Geführter". Da alle Welt von ihm sprach, entschloß ich mich, ihn persönlich in der Lalia Moschee, wo er sein Gebet verrichtete, aufzusuchen. Ich werde das Bild dieses hageren Mannes und dasjenige der ihm blindlings folgenden fanatischen Menge, in deren Mitte er augenscheinlich seine Ruhe bewahrt hat, nie vergessen. Er sprach wenig, aber stets in gebrochenen Sentenzen und betonte unaufhörlich seine heilige Mission. Als die Zahl seiner Anhänger riesige Dimensionen annahm, und die Pforte allerlei Unannehmlichkeiten befürchtete, bemächtigte sich die türkische Behörde des frommen Mannes und schleppte ihn zuerst nach Brussa und dann noch weiter in das Innere Kleinasiens, damit er um so ungestörter in irgend einer Gefängnißzelle seinen Betrachtungen über seine göttliche Sendung sich hingeben könne. Andere behaupten, daß er, als man ihn von Konstantinopel nach Brussa transportirte und er auf dem Verdeck des Schiffes seine Waschungen vornehmen wollte, in's Meer gefallen ist, oder, wie die Verleumdung behauptet, in's Meer gestoßen wurde, — kurz, der Mahdi der türkischen Hauptstadt verschwand auf Nimmerwiederkehr. Seit jener Zeit ist kein anderer Mahdi in der Türkei mehr aufgetaucht.

In Persien haben die Mahdi's schon ein leichteres Spiel. Hier herrscht der liebe Gott, oder besser gesagt, das Fatum, und die Behörden des Schahs haben keine andere Rolle, als den armen Unterthanen die Haut über die Ohren zu ziehen und die Steuern regelrecht in die Schatzkammern des Schahs einzuliefern. Hier ist die Zahl der Mahdi's seit den letzten Jahrzehnten außerordentlich gewachsen. Unter diesen ragt besonders die Gestalt des Mirza Ali Mohamed hervor, der in der Mitte der dreißiger Jahre zu Schiras geboren wurde. Er nahm auch den Beinamen „Bab" d. h. Thor an, weil er behauptete, daß er das Thor sei, durch welches man allein zur wahren und gerechten Gotteserkenntniß gelangen könne. Auch geberdete er sich als der Reformator des Islams und als Beglücker der Menschheit, und deshalb unterstützte der Schah anfänglich seine Bestrebungen. Das Volk aber sah in ihm den Mahdi, und weil es mit Bestimmtheit von ihm voraussetzte, daß er die bestehenden Verhältnisse umgestalten werde, und da überdies die Menge von der Idee einer kommunistischen Weltanschauung hingerissen wurde,

erlebte die Welt das Schauspiel, daß die Perser von diesem fanatischen kaum 30jährigen Mann sich derart beherrschen ließen, daß sie auch dann nicht von ihm lassen wollten, als die von der Regierung entsandte Militärmacht hunderte der Anhänger des Mahdi niedermetzelte. Der Kampf dieser „Babiks“ — wie die Anhänger des persischen Mahdi genannt wurden — mit der Regierung des Schahs ist bereits wiederholt so eingehend beschrieben worden, daß wir darauf nicht näher einzugehen brauchen. Ebenso wunderbar wie sein Leben, war auch sein Tod; denn als man ihn endlich ergriff und mit starken Stricken an einen Baum band, trafen die Kugeln der Soldaten nur die Stricke und aus der dichten Rauchsäule trat der Mahdi unverletzt und entfesselt hervor. Hätte der fromme Mann Geistesgegenwart gehabt, so wäre es ihm ein Leichtes gewesen, mit Hinweis auf dieses neueste Wunder sich an die Spitze seiner fanatischen Getreuen zu stellen, und sogar den Schah von seinem Throne zu stürzen, aber dem Propheten fehlte die Geistesgegenwart und so kam es, daß man ihn auf's Neue ergriff und hinrichtete. Seine Anhänger aber, die noch heute existiren, wurden mit rücksichtsloser Grausamkeit von der persischen Behörde bis auf Wenige ausgerottet.

Weiter nach Osten in Mittelasien gab es in den verflossenen Jahrzehnten gleichfalls mehrere Mahdi's; hier will ich nur jenes Wundermannes gedenken, der im Jahre 1876 in Khokand während des russischen Eroberungskrieges auftauchte, längere Zeit hindurch in aller Munde war und seine Landsleute gegen die erobernden Ungläubigen in's Feld führte, bis er seinen apostolischen Glaubenseifer am Galgen büßen mußte. Die Laufbahn dieses Mannes war ebenso bizarr, wie Alles in Mittelasien. Er hatte eine athletische Gestalt, konnte aber weder lesen noch schreiben; und als das scharfe Auge eines Mollah in ihm einen von Gott gesandten Propheten erkannte, wurde er plötzlich ein Heiliger und man kann ihm das Verdienst nicht absprechen, daß er diese Rolle mit großer Geschicklichkeit spielte. Er hielt öffentliche Reden, mischte sich in die Auslegung des heiligen Gesetzes und verrichtete angeblich Wunder an der Spitze seines Heeres. Hätte er es statt mit den Russen mit türkischen Baschibozuks oder verkommenen persischen Soldaten zu thun gehabt, so hätte er schwerlich seine Carriere so rasch abgeschlossen. Aber die Russen verstehen keinen Spaß und sind nicht so geartet, daß sie die Wundermacht mahomedanischer Heiliger respektiren sollten. Einige unglückliche Zusammenstöße mit der Armee des Generals Kauffmann machten dem Ruhm dieses Gottgesandten ein Ende, der, wie bereits bemerkt, an dem Galgen sein Leben einbüßte.

Ich könnte noch einige beturbante Mollahs in der Bokhara erwähnen, welche 1868 Miene machten, als von Gott gesandte Propheten aufzutreten. John Bull versteht aber in solchen Dingen keinen Spaß. Aller-

dings steht die religiöse Ueberzeugung in hoher Achtung bei ihm; müssen doch die englischen Soldaten in Moharrem nicht nur vor den Prozessionen der Schliten militärisch salutiren, sondern auch vor dem Wagen des Dschagernath; aber die Ceremonien der andern Religionsgenossenschaften sind nur insoweit heilig vor ihm, als dieselben mit den Gesetzen der staatlichen Ordnung nicht in Konflikt gerathen, und wenn die Imams in erster Linie Revolution und Krieg gegen die Ungläubigen verkünden, pflegt John Bull sie gleich bei der ersten Gelegenheit an der Gurgel zu packen.

Die Mahdi's in Afrika, aber namentlich in Darfur und im Sudan, die von Engländern nichts zu fürchten haben, sind daher in ihrem eigentlichen Felde. Wäre Ismail Khedive geblieben, so wäre im Osten des schwarzen Kontinents der heilige Held nicht zu jener hohen Stufe des Ruhmes gelangt, auf der er sich heute befindet, denn der schlaue Vizekönig hätte bei Zeiten Sorge getragen, dem Propheten das Handwerk zu legen. Der Fanatismus der schwarzen und kupferrothen Anhänger des Islams waltet schrankenlos, und es ist kein Wunder, daß inmitten des allgemeinen Chaos der jetzige Mahdi, ein ehemaliger Schneider, den Mantel des Propheten sich umlegen und den heiligen Krieg — Ghaza genannt — gegen Türken, Araber und Engländer predigen durfte. In dem Maße, wie sich der Islam in Afrika für die in Asien erlittenen Verluste entschädigt, überbieten sich auch die Mohamedaner in Afrika bezüglich des Fanatismus und der wilden Leidenschaft. Diese einfachen Kinder der Natur sind aus blinden Anhängern des Fetischdienstes Mohamedaner geworden. Diese Leute glauben blindlings und rückhaltlos, und da hier der arme Teufel sein Leben leichter in die Schanze schlägt, wie in Asien, kann der Krieg im Sudan, der noch jetzt wüthet, leicht solche Dimensionen annehmen, daß Europa die Hände über dem Kopf zusammenschlagen wird .... Im Uebrigen, wenn die Mahdi's noch dutzendweise auftauchten, so ist doch das Schicksal des Islams entschieden, und statt des Aufschwungs des Mohamedanismus dessen Sturz unvermeidlich. Die moslemitische Welt besteht nur noch dem Namen nach, und von den auf der ganzen Welt zerstreuten 200 Millionen Rechtgläubigen schaart sich heutzutage nur ein verschwindend kleiner Theil unter die verwitterte Fahne der politischen Selbständigkeit. Das buddhistische China herrscht über 20 Millionen Mohamedaner, Rußland über 12 Millionen, das indische Kaiserreich über 42 Millionen, Holland über 30 Millionen, Frankreich, England und die kleinen Balkanstaaten über 10 bis 15 Millionen. Und wenn wir auch die Zahl der selbständigen Afghanen, Perser und Osmanen auf 40 Millionen beziffern, so können wir noch nicht einmal den vierten Theil der gesammten Summe als denjenigen namhaft machen, der nicht den Christen tributpflichtig

und an dem Gängelbande der westlichen Kultur nicht der neuen Weltanschauung entgegengeführt werden würde." Soweit Vambéry.

Dasjenige im Islam, was die morgenländische Kultur gefördert hat, ist, wie bereits früher erwähnt, mosaischen Ursprungs. — Im Allgemeinen hat sich der Mohamedanismus als kulturhinderlich erwiesen, was bei seiner den Aberglauben, den Fanatismus, den Fatalismus und die Exklusivität fördernden Eigenart nur zu erklärlich ist.

Der Grundsatz, daß die Moral durch die Religion begründet werde, findet also, wie aus dem Gesagten hervorgeht, im Mohamedanismus so wenig eine Bestätigung, wie in allen andern Religionen, ja noch weit weniger. Der Mohamedanismus ist im Gegentheil ein eklatanter Beweis dafür, wie sehr die Moral durch Religionsstiftungen geschädigt und verletzt werden kann und wie wenig sie durch jene gefördert wird, wenn nicht vollkommen reine Sittenlehren das Fundament derselben bilden, d. h. im Volksbewußtsein nach Maßgabe der natürlichen Bedingungen schon zuvor zur Ausprägung gelangt sind.

Jesus Christus.

Wenn der Verfasser nachstehend die Religionsstiftung Jesu Christi kurz darzustellen bestrebt sein wird, so muß er von vornherein erklären, daß hier nur an eine Besprechung im Allgemeinen gedacht werden kann, da der Rahmen dieser Schrift eine Würdigung sämmtlicher Sekten, die aus der Lehre Christi wie Pilze hervorgeschossen sind, selbstredend ausschließt. Es ist ja bekannt, wie das Christenthum die These, daß die Wahrheit einer Lehre durch die Einigkeit der Jünger verbürgt werde, durch die Thatsache einer Zersplitterung in unzählige, unter sich sehr uneinige Sekten illustrirt. Auch an eine historische Darstellung des Christenthums im engeren Sinne des Wortes kann hier nicht gedacht sein, erstens, weil die Geschichte hinsichtlich des Ursprungs der Lehre Christi nur durch die Tradition gestütztes Material darbietet, und zweitens, weil die Schilderung des Wachsthums und der Verbreitung der Lehre ganze Bände in Anspruch nehmen würde. Kant äußert sich über die historische Seite des Christenthums in einem Kapitel seines berühmten Werkes „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft", das sich „die christliche Religion als gelehrte Religion" betitelt, gegen Schluß in äußerst treffender Weise wie folgt: „Die christliche Religion hat zwar sofern ein ähnliches Schicksal, daß, obwohl die heiligen (?) Begebenheiten derselben unter den Augen eines gelehrten Volkes öffentlich vorgefallen sind (d. h. sein sollen), dennoch ihre Geschichte sich mehr als ein Menschenalter verspätet hat, ehe sie in

das gelehrte Publikum desselben eingetreten ist, mithin die Authenticität derselben der Bestätigung durch Zeitgenossen entbehren muß.“ Die einzigen historischen Anhaltspunkte oder Bestätigungen für die Lehre Christi sind also die Tradition, wie sie sich, allerdings mit manchen Widersprüchen in sich selbst, in der Bibel erhalten hat, und vor Allem die Existenz der Lehre selbst, ihre Erfolge, ihr Wachsthum, ihre Verbreitung.

Jesus Christus, der eine streng mosaische Erziehung genossen haben muß, stützt sich in seiner Lehre, wie das alle Religionsstifter gethan haben, auf dasjenige, was er im Volke an sittlichem Fond bereits vorgefunden hat: in seinem Fall also auf die mosaische Sittenlehre; nur unterscheidet er sich von Mahomed sehr vortheilhaft dadurch, daß er dieselbe nicht getrübt und entstellt, sondern geläutert und idealisirt hat. Er behält die mosaische Sittenlehre bei, interpretirt sie jedoch nach seiner freien Auffassung und paßt sie den Bedürfnissen der Zeit an. In dem bereits oben citirten Kapitel „die christliche Religion als gelehrte Religion“ sagt Kant: „Sie (d h. die christliche Religion) hat aber den großen Vorzug vor dem Judenthum, daß sie aus dem Munde des ersten Lehrers als eine nicht statutarische, sondern moralische Religion hervorgegangen, vorgestellt wird, und auf solche Art mit der Vernunft in die engste Verbindung tretend, durch sie von selbst auch ohne historische Gelehrsamkeit auf alle Zeiten und Völker mit der größten Sicherheit verbreitet werden konnte.“

Der Hauptvorzug der christlichen Lehre in ihrer wahrscheinlichen ursprünglichen Fassung besteht also in ihrer Neigung zur Universalität, worin sie sich von fast allen andern Religionsstiftungen vortheilhaft unterscheidet. Die große innere Macht des Christenthums bestand in ihrer universellen Einheitlichkeit, und ist in späterer Folge erst durch die schismatischen Spaltungen geschwächt worden. Das Streben nach sittlich-religiöser Exklusivität führte zu Ablösungen von der ursprünglich universell beanlagten Gesammtkirche, eine Erscheinung, wie sie uns z. B. in den Sonderverbänden der Montanisten innerhalb der Diaspora-Gemeinden entgegentritt. An dem Uebel der Zersplitterung ist durch die Erhebung des Christenthums zur Staats-Religion (unter der Regierung des Kaisers Constantin) nichts geändert worden; im Gegentheil, es ist das Christenthum unter byzantinisch-cäsaristischer Aegide fast so schwer geschädigt worden, wie durch die spätere Verweltlichung unter dem Einfluß des Papismus, der die Kirche zu profanen Machtzwecken herabwürdigt. Das Wesen des Christenthums ist die Vereinheitlichung; darum kann es in seinen Grundvesten durch nichts mehr erschüttert werden, als durch Sektirerei. — In seinen „Gedanken und Einfällen“ sagt Heine sehr richtig: „Christenthum — Demokratie: Ein Gott, der

Alles erschaffen und regiert, aber alle Menschen gleich liebt und alle Reiche gleich beschützt. Er ist kein Nationalgott mehr, sondern ein universeller." — Christus hat das Verdienst, die Gottheit entnationalisirt zu haben, ist also ein ungleich größerer Emanzipator, als sein geistiger Nährvater Moses.

Nach Kant hat die christliche Kirche die „Qualifikation zur Allgemeinheit in sich", dasjenige, was er die „universalitas vel omnitudo distributiva", oder „allgemeine Einhelligkeit" nennt. Damit hat Kant unstreitig Recht, soweit er eben die ursprüngliche Qualifikation des Christenthums im Auge hat, d. h. das Christenthum in demjenigen ursprünglichen Zustande, in welchem es von den später hinzugefügten unfruchtbaren Dogmen unabhängig, die reine Moral enthält, d. h. eine Sittenlehre, die allen gesellschaftlichen Zuständen möglichst angepaßt, das Beste aller Pflichtgesetzgebungen umfaßt und darum den universellen Nutzen anstrebt. Wenn man von den größtentheils wohl in nachchristlicher Zeit ersonnenen und dem Stifter zugeschobenen Dogmen abstrahirt, so hat Christus im Grunde genommen keine neue Sittenlehre geschaffen, wie sich eine solche ja überhaupt von keinem Menschen willkürlich erschaffen läßt. Nächstenliebe, Gleichheit, Brüderlichkeit, Wohlthätigkeit, Bescheidenheit, Heiligkeit u. s. w., die Moralkerne der Lehre Christi, sind schon lange vor ihm von Buddha und andern Stiftern gepredigt worden. Das Verdienst Christi besteht eben vornehmlich darin, daß er die Allgemeinheit, die universelle Gültigkeit dieser Pflichtgebote für alle Menschen ohne Unterschied der Race und des Standes betont hat. „Thue das, was du wünschest, daß Andere dir thäten, wenn du in ihrer Lage dich befändest, und unterlasse dasjenige in deinem Verhältniß zu Anderen, was dich selbst, wenn du dich in ihre Lage hineindächtest, kränken und schädigen würde." Diese große Weisheit des menschlichen Kollektivismus, dieses Grundprinzip der Soziabilität in seiner Allgemeinheit, in seiner allumfassenden Gültigkeit gedacht, ist der prächtige Kern, den Christus aus der engen, verdunkelnden Schale des mosaischen Deismus zum Nutzen der ganzen Menschheit herausgelöst hat, oder wenigstens herauszulösen sich bemühte. Dieses Verdienst ist so gewaltig groß, daß man es dem Menschen Christus wohl verzeihen könnte, wenn er sich allenfalls den Sohn Gottes und den König der Juden genannt haben sollte, was nach der Meinung des Verfassers übrigens durchaus nicht erwiesen ist.

Alle Dogmen, also auch diejenigen, die dem Christenthum anhaften, sind an sich vollkommen bedeutungslos; es kommt nur auf den moralischen Brennpunkt an, in dem sich die Strahlen der Kultursonne brechen. Dieser Brennpunkt ist in der Lehre Christi der Geist der Toleranz, der Versöhnlichkeit, der glühenden Menschenliebe, der Nachsicht, kurzum der Geist der Civilisation, der zum allgemeinen Nutzen noch

heute seine Bergpredigt hält, und leider immer noch vielen tauben Ohren predigt.

Die sympathische, menschlich-liebenswürdige Gestalt Christi kennzeichnet sich nirgends besser, als in seiner Bergpredigt, die der Verfasser im 5. Kapitel Matthäus von Vers 20—48 folgen läßt, um dem Leser in späterer Parallele zu zeigen, wie sehr wir trotz unseres Bildungsstolzes hinter den idealen Zielen zurückgeblieben sind, die uns hier von einem Menschen gesteckt werden, der sie mehr als 1000 Jahre vor uns praktisch erreichte: „Denn ich sage euch: Es sei denn eure Gerechtigkeit besser, denn der Schriftgelehrten und Pharisäer, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen. Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist: Du sollst nicht tödten; wer aber tödtet, der soll des Gerichts schuldig sein. Ich aber sage euch: Wer mit seinem Bruder zürnet, der ist des Gerichts schuldig; wer aber zu seinem Bruder sagt: Racha, der ist des Raths schuldig, wer aber sagt: Du Narr, der ist des höllischen Feuers schuldig. Darum wenn du deine Gabe auf dem Altar opferst, und wirst allda eindenken, daß dein Bruder etwas wider dich habe, so laß allda vor dem Altar deine Gabe und gehe zuvor hin, und versöhne dich mit deinem Bruder, und alsdann komm, und opfere deine Gabe. Sei willfertig deinem Widersacher bald, dieweil du noch bei ihm auf dem Wege bist, auf daß dich der Widersacher nicht dermaleinst überantworte dem Richter, und der Richter überantworte dich dem Diener, und werdest in den Kerker geworfen. Ich sage dir wahrlich: Du wirst nicht von dannen herauskommen, bis du auch den letzten Heller bezahlest. Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist: Du sollst nicht ehebrechen. Ich aber sage euch: Wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen. Aergert dich aber dein rechtes Auge, so reiß es aus und wirf es von dir. Es ist dir besser, daß eins deiner Glieder verderbe und nicht der ganze Leib in die Hölle geworfen werde. Aergert dich deine rechte Hand, so haue sie ab und wirf sie von dir. Es ist dir besser, daß eins deiner Glieder verderbe, und nicht der ganze Leib in die Hölle geworfen werde. Es ist auch gesagt: Wer sich von seinem Weibe scheidet, der soll ihr geben einen Scheidebrief. Ich aber sage euch: Wer sich von seinem Weibe scheidet (es sei denn um Ehebruch), der macht, daß sie die Ehe bricht; und wer eine Abgeschiedene freiet, der bricht die Ehe. Ihr habt weiter gehört, daß zu den Alten gesagt ist: Du sollst keinen falschen Eid thun, und sollst Gott deinen Eid halten. Ich aber sage euch, daß ihr allerdinge nicht schwören sollt, weder bei dem Himmel, denn er ist Gottes Stuhl; noch bei der Erde, denn sie ist seiner Füße Schemel; noch bei Jerusalem, denn sie ist des großen Königs Stadt. Auch sollst du nicht bei deinem Haupt schwören; denn du vermagst nicht, ein einziges Haar weiß oder

schwarz zu machen. Eure Rede aber sei: Ja, ja; nein, nein; was darüber ist, das ist vom Uebel. Ihr habt gehört, daß da gesagt ist: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Uebel, sondern so dir Jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete den anderen auch dar. Und so Jemand mit dir rechten will und deinen Rock nehmen, dem laß auch den Mantel. Und so dich Jemand nöthiget eine Meile, so gehe mit ihm zwei. Gib dem, der dich bittet, und wende dich nicht von dem, der dir abborgen will. Ihr habt gehört, daß gesagt ist: Du sollst deinen Nächsten lieben, und deinen Feind hassen. Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde; segnet, die euch fluchen; thut wohl denen, die euch hassen; bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen; auf daß ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel; denn er läßt seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten, und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. Denn so ihr liebet, die euch lieben, was werdet ihr für Lohn haben? Thun nicht dasselbe auch die Zöllner? Und so ihr euch nur zu euren Brüdern freundlich thut, was thut ihr Sonderliches? Thun nicht die Zöllner auch also? Darum sollt ihr vollkommen sein, gleich wie euer Vater im Himmel vollkommen ist."

Wie herrlich-menschlich zeigt sich uns der Stifter der christlichen Kirche in seinem Verhalten der „Sünderin" gegenüber (Lucas 7., Vers 37 bis 50), von welch' köstlicher Toleranz athmen die Worte „Ihr sind viele Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebt; welchem aber wenig vergeben wird, der liebt wenig!" Es ist traurig, aber wahr, daß das moderne Christenthum vom Geist dieser Toleranz nur wenig profitirt hat. —

An einer andern Stelle (Matth. 12., Vers 1—15) offenbart sich die Freisinnigkeit und der hohe Bildungsgrad Christi in seinen Aeußerungen über Aehrenraufen und Heilen am Sonntag, in demselben Kapitel von Vers 38—40 in seiner Abweisung der Zeichenforderung. — Im 15. Kapitel desselben Evangelisten lernen wir Christus als einen die Werkheiligkeit verabscheuenden, kosmopolitisch denkenden Menschen kennen, dem die hülfsbedürftige Kananäerin ebensoviel werth ist, als seine eigenen Landsleute, resp. seine Jünger, die in bornirter Eifersüchtelei an dieser freien Auffassung Anstoß nehmen. Ueberall aber sehen wir Christus als einen vortrefflichen, gerechten Menschen, der sich vornehmlich für die Kranken, Schwachen und Unglücklichen interessirt, der Heuchelei und pharisäische Dickthuerei von Herzen verachtet, und darum von denselben Elementen, die heute das Christenthum mit besonderer Vorliebe im M—unde führen, ohne nach seinen Lehren zu handeln, auf das Gehässigste verfolgt wurde. Wie vortrefflich fertigt er das pharisäische Gesindel ab, das heute noch frecher sein Spiel treibt, als dazumal! Die Stelle

lautet Matth. 23. 1—5 wie folgt: „Da redete Jesus zum Volk und zu seinen Jüngern und sprach: Auf Moses Stuhl sitzen die Schriftgelehrten und Pharisäer (in's Moderne übertragen: Pfaffen und Pfaffengenossen). Alles nun, was sie euch sagen, das ihr halten sollt, das haltet und thut es; aber nach ihren Werken sollt ihr nicht thun. Sie sagen es wohl, und thun es nicht. Sie binden aber schwere und unerträgliche Bürden und legen sie den Menschen auf den Hals; aber sie wollen dieselben mit keinem Finger regen. Alle ihre Werke aber thuen sie, daß sie von den Leuten gesehen werden. Sie machen ihre Denkzettel breit und die Säume an ihren Kleidern groß."

Daß ein Mensch, der den Machthabern seiner Zeit so unumwunden die Wahrheit in's Gesicht schleuderte, gehaßt, verdächtigt und schließlich, nachdem er gepeitscht und barbarisch massakrirt worden war, an das Kreuz genagelt wurde, kann uns nicht wundern, wenn wir bedenken, daß dies heute in ähnlicher Weise, in manchen Ländern gerade so geschieht, besonders, wenn die Wahrheiten, um die es sich handelt, so gefährlicher und „staatsverbrecherischer" Natur sind, daß sie die erschlichenen und erheuchelten Rechte gewisser Klassen in Frage stellen. Ob diese Klassen sich Pharisäer, Aristokraten, Bourgeois, oder sonst wie schimpfen lassen, ist gleichgültig.

Was mag wohl Christus mit seinen Bemerkungen, daß eher ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in's Himmelreich komme, oder, daß man, wenn man zwei Röcke besitzt, einen von ihnen dem Bedürftigen geben soll, eigentlich gemeint haben? Wer von den Herren Pharisäern der Jetztzeit dürfte auf diese Frage eine ehrliche Antwort geben können, ohne mit heuchlerischen Ausreden sich um den wahren Sinn der betreffenden Stelle herumzudrücken? — „Teuflischer Heuchler, du machst mit der Rechten das Zeichen des Kreuzes, doch mit der Linken indeß schlägst du die Völker an's Kreuz."

Das Herrliche an der Lehre Christi ist, daß sie eine universelle Vernunftlehre ist, die auf alle Zeiten und Verhältnisse möglichst paßt und die jedenfalls, wenn sie von den Dogmen gereinigt sein wird, die ihr heute wie achtzehnhundertjähriges Spinngewebe anhaften, die große, fort und fort sich läuternde Universal-Religion der Zukunft bilden wird. Es bleibt sich ganz gleich, ob man daran glaubt, daß Christus „der Sohn Gottes" gewesen sei, es kommt lediglich darauf an, daß man ihn im praktischen Leben nachahmt, daß man seine vernünftigen, weil der Allgemeinheit nützlichen Sittenlehren, bethätigt. Für diejenigen Menschen, die das thun, gilt, auch wenn sie den ganzen Dogmenplunder des modernen Christenthums mit Füßen treten, das Wort der Bergpredigt: „Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden."

Was Christus in seiner berühmten Bergpredigt (Matth. 6, 1—3) des Weitern über das Almosengeben, d. h. über die Wohlthätigkeit sagt, paßt so vortrefflich auf die moderne Armenpflege, sowie auf den Modus der modernen Privatwohlthätigkeit, als hätte er die sozialen Verhältnisse der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts studirt, als hätten ihm diese in seiner Verurtheilung der Heuchelei vorgeschwebt. — Wie trefflich spricht sich die Gerechtigkeitsliebe Christi und das von ihm gehegte Prinzip der gesellschaftlichen Toleranz im dritten Verse des siebenten Kapitels Matthäus aus: „Was siehst du aber den Splitter in deines Bruders Auge, und wirst nicht gewahr des Balkens in Deinem Auge?"

So stößt man überall in der Lehre Christi neben unfruchtbaren Dogmen, die wohl das Werk seiner Ausleger, oder vielmehr seiner Verdreher sind, auf die gesundesten, praktischen Pflichtgebote, die, wenn befolgt, alle andere Moral überflüssig erscheinen lassen würden. Die Krankenheilungen Christi, die nach dem Wortlaut der Bibel die Bedeutung von Wundern haben, lassen sich, wenn auf vernünftige Annahmen reduzirt, wohl dahin erklären, daß sich die Philanthropie Christi an der Sorge für die Moral seiner Mitmenschen nicht genügen ließ, sondern daß der geniale Religionsstifter nebenbei vielleicht auch noch praktischer Arzt war, der sich von den modernen Aeskulaps sehr vortheilhaft dadurch auszeichnete, daß er seine Patienten mit gepfefferten Apotheker-Rechnungen verschonte.

Christus war nicht Abgesandter eines „Gottes", sondern ein auserwählter Vertreter des gesunden Menschenverstandes und der Gerechtigkeit; für diese lebte er, für diese opferte er sich; in dem endlichen Siege dieser findet er seine verdiente Apotheose, die ehrenvoller ist, als die Verwandtschaft mit einem Jehova. In das Pantheon, das einen Rousseau und einen Voltaire aufgenommen hat, gehört auch Jesus Christus; man hat in ihm nicht mehr, als einen trefflichen Förderer der Humanität, als einen Märtyrer für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zu erblicken, — und das ist das Größte, was man von einem Menschen sagen kann.

Die vernunftgemäße, nicht statutarische Auffassung Christi von den Pflichten eines Menschen geht deutlich hervor aus dem 13. und 14. Verse des 7. Kapitels Matth.: „Gehet ein durch die enge Pforte. Denn die Pforte ist weit und der Weg ist breit, der zur Verdammniß abführet; und ihrer sind viele, die darauf wandeln. Und die Pforte ist enge, und der Weg ist schmal, der zum Leben führet; und wenige sind ihrer, die ihn finden." Unter der engen Pforte versteht Christus hier den guten Lebenswandel seiner selbst wegen, unter der weiten Pforte die Kirche mit ihren Satzungen, deren promptes Innehalten den Geistesträgen und den Heuchlern als ein so bequemes Auskunftsmittel erscheint. In dieser

Anschauungsweise Christi, die die Moral über den Kultus erhebt, steckt der unzerstörbare Kern des Christenthums, der so sicher in der Vernunft der Menschen geborgen ist, daß er der Hüterschaft durch die sogenannten Diener Gottes sehr wohl entbehren könnte. Diesem Kern allein haben es die mancherlei christlichen Sekten, die ihn noch, wenn auch in den seltsamsten Ueberwucherungen, besitzen, zu verdanken, daß sie überhaupt noch lebendig existiren; denn es gibt auch Sekten, und zwar großmächtige Sekten, die nur noch ein Schatten-, ein Scheindasein fristen. Eine solche Sekte ist der Katholizismus. Die disziplinarischen und kirchlichen Interessen dieser Sekte werden nur noch künstlich aufrecht erhalten, um die päpstliche Regierungsgewalt formell zu sichern. Es ist kein geistiges Band, das die katholische Kirche umschlingt; ihre so schwer zu bekämpfende Macht ist im weltlichen Besitz zu suchen. Der Reichthum ist es, welcher der katholischen Kirche die Existenz sichert; ohne die in Jahrhunderten aufgehäuften Schätze würde diese Sekte gar bald in Trümmer zerfallen. Der Leib existirt, oder vielmehr vegetirt noch, der Geist ist schon längst entflohen. So ist der Kulturkampf, der Streit zwischen weltlicher und geistlicher Herrschaft, kein lebendiger geistiger Kampf mehr, sondern von Seiten der katholischen Kirche nur noch ein todter, geistloser Widerstand, ein thörichtes Hadern mit der realen Thatsache des Bewußtseins eigener Impotenz.

Es ist geradezu lächerlich, aus welch' an und für sich geringfügigen und sinnlosen Anlässen die Zersplitterung in Sekten häufig innerhalb der katholischen Kirche erfolgte. So hat die Ausstellung des „heiligen Rockes" zu Trier (1841) eine gefährliche Reformbewegung unter den Deutsch-Katholiken, und die Heiligsprechung der „Großmutter Gottes" in Deutschland den Altkatholizismus ins Leben gerufen. Eben weil der Katholizismus von dem großartigen Geist der Universalität und der Toleranz, welcher das Christenthum ursprünglich belebte, so wenig in sich aufgenommen hat, darum ist er das Opfer unfruchtbarer, rein äußerlicher, dogmatischer Zwistigkeiten gewesen, darum hat er, anstatt am innern Ausbau der Kirche zu arbeiten, seine Zeit mit sinnloser Kasuistik, mit der Aufrechterhaltung des Ceremonials, mit klerikalen Intriguen und todten Dekretalien verscherzt. Aus derselben unchristlichen Auffassungsweise von der Aufgabe der Kirche erklärt sich auch die für den Katholizismus in späterer Zeit so verhängnißvoll gewordene Tendenz, im Gegensatz zu dem Willen des Stifters der christlichen Lehre kirchliche Dinge mit sozialen und politischen zu verquicken.

Aus denselben Ursachen erklärt sich auch der Reliquien-Unfug, durch welchen die menschliche Vernunft, sowie die Lehre Christi so dreist verhöhnt wird. Als Beweis dafür, wie sehr der Katholizismus diese Lehre korrumpirt, mögen beispielsweise folgende Daten dienen. In Italien

allein existiren in verschiedenen Klöstern, Kirchen und Kapellen 63 Finger des hl. Hieronymus, 1600 Knochen des hl. Pankratius, 13 Arme des hl. Stephanus. Der außerordentlichste Heilige in dieser Beziehung ist jedoch der hl. Ignatius, Bischof von Antiochien. Derselbe wurde bekanntlich in Rom den Löwen vorgeworfen und von diesen mit Haut und Haaren aufgefressen; nichtsdestoweniger hat man von ihm drei ganze Körper, außerdem noch extra sieben Füße und siebenzehn Arme. Nicht minder schamlos wird der Reliquienschwindel in Amerika, z. B. in Canada, betrieben. Es war im Jahre 1880, als der katholische Bischof von Montreal nach Rom reiste, um möglichst viele Reliquien einzuhandeln und an seine französischen Canadier mit Profit abzusetzen. Wußte er es, oder wußte er es nicht, daß Papst Leo XIII. kein sonderlicher Freund vom Reliquienhandel ist, — gleichviel — er wandte sich nicht an den Papst selber, sondern suchte seine Reliquien so billig als möglich aus anderen Quellen zu beziehen. Der ehrwürdige Mann fiel dabei einem Juden in die Hände, welcher ihn gehörig über den Löffel barbierte. Er verkaufte ihm zwei vollständige Gerippe, das des hl. Claudius und das der hl. Juliana, und dazu ein (natürlich gefälschtes) Certifikat Sr. Heiligkeit, worin bescheinigt war, daß diese Gebeine wirklich und wahrhaftig die der genannten beiden Heiligen seien, welche bei der Besetzung Roms durch königlich-italienische Truppen aus den Gewölben der St. Peterskirche hervorgerissen, aber durch göttlichen Schutz aus der Gewalt der Kirchenschänder gerettet worden seien. Mit diesen Schätzen also kam der ehrwürdige Bischof nach Canada zurück, ließ in zwei Kirchen Altäre für die zwei Heiligen errichten, unter denen sie bestattet wurden, und mit großer Feierlichkeit Wallfahrten dahin abhalten. Eine Anzahl der Knochen wurde verbrannt und die Asche in ganz kleinen Portionen, aber zu sehr hohen Preisen, an die Gläubigen verkauft. Die Profite aus dieser heiligen Handelsunternehmung sollen sehr bedeutend gewesen sein; nicht minder groß aber war der Skandal, welchen sie in Canada erregte. Man wandte sich direkt an den „hl. Vater“ in Rom mit der Anfrage, ob er wirklich das erwähnte Certifikat ausgestellt habe, und ob die Gebeine „wirkliche Reliquien“ seien. Nach der in einiger Zeit in Rom angestellten Untersuchung kam dann im Jahre 1884, wenn der Verfasser sich nicht irrt, in Montreal ein Befehl des Papstes an, daß die Skelette verbrannt, die Asche eingegraben und die Folgen des Betrugs womöglich (?) rückgängig gemacht werden sollten.

Wahrlich, wenn der Stifter der christlichen Kirche die Herabwürdigung mit ansehen könnte, die die Anhänger der „alleinseligmachenden Kirche“ seiner reinen Morallehre zu Theil werden lassen, sein Martyrium würde ihm doppelt bitter erscheinen, er würde es vielleicht bereuen, sich für Menschen geopfert zu haben, die des Opfers nicht werth sind.

Heine sagt sehr richtig vom Katholizismus: „Rom wollte herrschen; als seine Legionen gefallen, schickte es Dogmen in die Provinzen; alle Glaubenszwiste hatten römische Usurpationen zum Grunde; es galt die Obergewalt des römischen Bischofs zu konsolidiren. Dieser war über eigentliche Glaubenspunkte immer sehr nachsichtig, spie aber Feuer und Flamme, sobald die Rechte der Kirche angegriffen wurden; er disputirte nicht viel über die Personen in Christus, sondern über die Konsequenzen der Isidor'schen Dekretalen; er centralisirte seine Gewalt durch kanonisches Recht, Einsetzung der Bischöfe, Herabwürdigung der fürstlichen Macht, Mönchsorden, Cölibat u. s. w. Aber war dieses das Christenthum? Offenbart sich uns aus der Lektüre dieser Geschichte die Idee des Christenthums?" — Nein, die Idee des Christenthums offenbart sich nicht aus dem Katholizismus, der ein Rückfall in's Heidenthum ist! Sie offenbart sich eher in den verschrieenen Lehren der Gnostiker und Manichäer, aus deren mißverstandener Symbolik sich das katholische Dogma zum Schaden der Idee entwickelte. Rom bemächtigte sich der Dogmen und schuf sie, weil es mit dem Instinkt der Tyrannei in ihnen ein Machtmittel zur Beherrschung und Versklavung der Menschen entdeckte, — und bis auf den heutigen Tag hat der Katholizismus diese traurige Bedeutung nicht verloren.

Ein besonders charakteristisches Kennzeichen des Katholizismus ist der sophistische Zug, die sog. Erbsünde der Menschen, die Sinnlichkeit, zwar zu verdammen, das Geständniß der Verdammungswürdigkeit derselben zu erpressen, dabei aber gleichzeitig praktische Zugeständnisse an die menschliche Schwachheit zu machen, Zugeständnisse, die selbst den gröbsten Verbrechen den Stempel der Entschuldbarkeit aufdrücken, vorausgesetzt, daß in Beichte und Buße nichts verabsäumt wird. Der Katholizismus ist insofern eine treffliche Hausreligion, so recht zur Bequemlichkeit, Liederlichkeit und sinnlichen Nothdurft geschaffen. — In welch' krassem Widerspruch steht dies Alles, vom mittelalterlichen Ablaßhandel bis zum modernen Reliquienschwindel, zu der lauteren Auffassung des Stifters der christlichen Religion, wie sie sich in dem Gleichniß von der weiten Pforte und dem schmalen Weg so unzweideutig ausspricht!

Das Sündenregister der katholischen Kirche ist ein unendlich langes: Inquisition, Folter und Hexenprozesse, Blut und Feuer, das sind die Spuren, die sie in der Geschichte zur Schmach der Menschheit hinterlassen hat; das sind die Thatsachen, mit denen sie den Grundsatz illustrirt hat, daß die Moral in der Religion ihren Ursprung findet. — Man kann darum wohl dreist sagen, daß das Christenthum, insofern es im Katholizismus völlig verunstaltet sich verkörperte, dem Gesammtfortschritt der menschlichen Kultur hinderlich gewesen ist und noch ist. — In diesem Sinne bleibt die Geschichte des Christenthums ein Schandmal der Mensch-

heit für alle Zeiten, ein Schandmal, dessen Säulen vom Blute Unschuldiger befleckt, von dem Rauche der Scheiterhaufen geschwärzt, dessen Schriftzeichen von den Thränen Tausender von Menschen fast verwischt sind. Nun, die Zeit ist nahe, wo es auch für den Katholizismus heißen wird: „Schwamm drüber!"

Der Protestantismus, wie er sich in Luther, Zwingli und Calvin verkörpert, ist ein Versuch der Rückkehr zum lauteren Quell der Morallehre Christi gewesen; der Verfasser sagt „gewesen", weil auch der moderne Protestantismus, namentlich das Lutherthum, in Heuchelei und Orthodoxie ausgeartet ist. „Ob katholisch geschoren, ob protestantisch gescheitelt," ist nach Goethe dasselbe. Immerhin ist der Protestantismus für die fernere Zukunft des Christenthums von enormer Wichtigkeit. Er ist, wie W. Menzel sich ausdrückt, das Prinzip der Evolution, während der Katholizismus das Prinzip der Stabilität repräsentirt. Aeußerst treffend spricht sich Menzel des Weiteren in seiner „deutschen Literatur" über die Gegensätze aus, die sich in diesen beiden bedeutendsten Richtungen des Christenthums geltend machen: „Der Erstarrung muß die Bewegung, dem Tode das Leben, dem unveränderlichen Sein ein ewiges Werden sich entgegensetzen. Hierin allein hat der Protestantismus seine große welthistorische Bedeutung gefunden. Er hat mit der jugendlichen Kraft, die nach höherer Entwicklung drängt, der greisen Erstarrung gewehrt. Er hat ein Naturgesetz zu dem seinigen gemacht, und mit diesem allein kann er siegen. Diejenigen unter den Protestanten also, welche selbst wieder in eine andere Art von Starrsucht verfallen sind, die Orthodoxen, haben das eigentliche Interesse des Kampfes aufgegeben. Sie sind stehen geblieben und dürfen von Rechtswegen sich nicht beklagen, daß die Katholiken auch stehen geblieben sind. Man kann nur durch ewigen Fortschritt oder gar nicht gewinnen. Wo man stehen bleibt, ist ganz einerlei, so einerlei, als wo die Uhr stehen bleibt. Sie ist da, damit sie geht."

Luther zumal hat das große Verdienst, die römische Hierarchie gebrochen und das evangelische Christenthum geschaffen zu haben. Die selbstgefällige klösterliche Zurückgezogenheit, sowie die päpstlichen Weltmacht-Prätensionen werden durch Luther erschüttert, der dem Grundsatz wieder zu Ehren verhilft, daß die Kirche der weltlichen Macht gegenüber nicht präordinirt sei. Allerdings ist das Lutherthum zufolge der Eingriffe weltlicher Mächte in dasselbe zeitweilig der Gefahr der Stagnation ausgesetzt gewesen, woraus die kontrareformatorischen Erfolge sich erklären lassen, doch ist dieser Zustand der Dinge unter allen Umständen der dreisten Einmischung päpstlicher Gewalt in politische und soziale Fragen vorzuziehen gewesen. Das Verdienst Luthers wird durch die Thatsache nicht geschmälert, daß die aus dem Konflikt religiöser und

administrativer Ansprüche resultirenden blutigen Religionskriege zur Verwirklichung des intoleranten Prinzips „cujus regio, illius religio“ führten. Die Aufgabe der Beseitigung dieser intoleranten Geistesrichtung war einer anderen reformatorischen Bewegung, nämlich der französischen Revolution, vorbehalten, einer Bewegung, die der Menschheit mehr genützt hat, als das Zeitalter der Reformation mit ihren vergeblichen Volksaderlässen und Religions-Einigungsversuchen.

Der große unnatürliche Zwiespalt zwischen Geist und Materie, wie ihn die katholische Kirche erzeugt hatte, findet im Einklang mit der ursprünglichen Bedeutung der Lehre Christi in der lutherischen Lehre einen harmonischen Ausgleich (beispielsweise durch die Abschaffung des Cölibats). Der heitere Lebensgenuß, die Lichtseiten des Lebens, gelangen wieder zu ihrer Legitimität, kurzum es fällt eine bedeutende Anzahl dogmatischer Schranken, und es enthüllt sich wieder in fast ursprünglicher Reinheit der Moralkern der Lehre Christi. Das Mirakel wird unter das alte Eisen geworfen, der menschlichen Vernunft werden wiederum Zugeständnisse gemacht, das Evangelium erhält eine mehr parabolische Bedeutung, Moral und Sittenreinheit gewinnen unter diesen Einflüssen. Es erwacht wieder jener belebende, köstliche Hauch der Toleranz, der aus der Bergpredigt weht, Geistes- und Gedankenfreiheit werden nach mehr als tausendjährigem Dornröschenschlaf zu neuem Leben erweckt, die Vernunft beginnt wieder über den knechtischen Glauben, die fides servilis, zu triumphiren, der aufklärenden Macht der Philosophie werden wiederum die Thore geöffnet. In diesem Sinne war Luther, trotz vieler menschlichen Schwächen, die ihm als natürliche Ueberkommenschaft anhafteten, ein zweiter Siegfried.

Die Besprechung der politischen Rolle, die Luther gespielt hat, liegt außerhalb des Rahmens dieser Schrift; es kann jedoch der Verfasser die Andeutung nicht unterdrücken, daß der religiöse Reformator Luther sich von dem Politiker Luther sehr vortheilhaft unterscheidet.

Ein noch weiterer Schritt auf der Bahn der Rehabilitirung des Christenthums als vernünftiger Morallehre ist die durch Calvin und Zwingli begründete reformirte Kirche. Dieselbe emanzipirt sich in noch freierer Weise von den Einflüssen der katholischen Dogmatik. Sie ersetzt das Dogma in noch augenscheinlicherer Form, als die lutherische Kirche, durch Symbolik und parabolische Auffassung der Schrift, sie ist darum ein noch bedeutenderer Fortschritt in der Reinigung der christlichen Moralkerne von allen verdunkelnden Schlacken. Es sind dementsprechend im Allgemeinen die modernen schweizerischen Reformprediger die aufgeklärtesten Köpfe unter allen christlichen Theologen; sie sind so aufgeklärt, daß sie mit größerem Recht praktische Morallehrer, als „Diener Gottes“ genannt werden könnten. Schon die Art und Weise, in welcher die

reformirte Kirche von der lutherischen bezüglich der Abendmahlslehre divergirt, charakterisirt, um nur ein Beispiel anzuführen, ihre mehr vernunftgemäße Auffassung religiöser Fragen in typischer Weise. Vergleicht man die genannten Konfessionen mit einander, so kann man sich leicht davon überzeugen, daß die lutherische immerhin diejenige ist, die sich noch mehr im Banne der Dogmen befindet, der noch mehr Ueberreste katholischen Aberglaubens und katholischer Irrlehren anhaften, als dies mit der reformirten Konfession der Fall ist.

In jedem Fall ist die Reformation im Großen und Ganzen als ein erfolgreicher Versuch zur Wiedereinsetzung reiner Morallehren zu betrachten, und wenn es heute vielleicht den Anschein gewinnt, daß auch der Protestantismus durch Ausartung in Orthodoxie in seiner ferneren freien Entwicklung gehemmt sei, so gilt das doch nur in beschränktem Sinne, da die gebildete protestantische Allgemeinheit, unabhängig vom Kirchenbesuch, unabhängig vom Einfluß der Geistlichen, sich dank der durch die protestantische Kirche selbst gewährleisteten und wohl auch unbewußt geförderten, freien Sinnesrichtung, so freidenkerisch entwickelt hat, daß ein Rückschlag zum Dogmenglauben weit weniger zu fürchten, als vielmehr eine allmälige vollkommene Emanzipation von der Kirche zu hoffen ist. Diese Emanzipation wird die endgültige Rückkehr zur naturalistischen Vernunftlehre, wie sie in fast allen Religionsstiftungen mehr oder minder verschleiert enthalten war, wie sie auch im Kern der christlichen Morallehre geborgen ist, im besten Sinne des Wortes zu bedeuten haben. Eine solche Rückkehr muß stattfinden; denn der Kultus steht in einem zu krassen Widerspruch zu der modernen Kultur. Wie sagt Max Nordau in seinem berühmten Werk, in dem er die konventionellen Lügen der Kulturmenschheit geißelt? „Die Liturgien aller positiven Religionen beruhen auf Vorstellungen und Gebräuchen, die in der ältesten Barbarei Asiens und Nordafrikas ihren Ursprung haben. Der Sonnenkult der Arier, die Mystik des Buddhismus, der Isis- und Osirisdienst der Egypter haben in den religiösen Handlungen und Gebeten, in Festen und Opfern der Juden und Christen ihren Niederschlag abgesetzt. Und die Menschen des neunzehnten Jahrhunderts wahren eine ernste, ja feierliche Miene, während sie Kniebeugungen, Handbewegungen, Ceremonien und Sprüche wiederholen, die vor Jahrtausenden, in der Bronze- und Steinzeit, am Nil oder Ganges, von armselig-unentwickelten Menschen erfunden wurden, um den Vorstellungen des rohesten Heidenthums von dem Weltursprung und der Weltregierung eine sinnliche Form zu geben. Je mehr man sich in diese unwürdige Komödie vertieft, je mehr man sich den grotesken Gegensatz zwischen der Zeitbildung und den positiven Religionen verdeutlicht, um so schwerer wird es, mit Gleichmuth über diesen Gegenstand zu sprechen. Der Widersinn ist so

unmenschlich toll, so überwältigend riesenhaft, daß das Einzelargument der detaillirenden Kritik ihm gegenüber so ohnmächtig dasteht, wie etwa der beste, tadelloseste Kehrbesen gegenüber den Sandbergen der Sahara, und nur das Gelächter eines Rabelais, oder der zornige Tintenfaßwurf eines Luthers der Aufklärung mit ihm fertig werden könnte.“ — Nun, ganz so schlimm und hoffnungslos steht es denn doch nicht. Was der Protestantismus begonnen hat, wird sein Nachfolger in direkter Abstammung, der wissenschaftliche Materialismus, siegreich zu Ende führen. Die von Martin Luther im Jahre 1521 im Reichstage zu Worms gehaltene Vertheidigungsrede, die darin gipfelte, daß er an seine Widersacher das kühne Ansinnen stellte, sie sollten ihn aus der Bibel oder durch vernünftige Gründe widerlegen, diese Rede Luthers war das Signal zu der heute mit Riesenschritten fortschreitenden Emanzipation von der Kirche In dem Augenblick, wo das Recht der Widerlegung durch Vernunftgründe in Glaubenssachen theoretisch angenommen worden war, hatte das Dogma, und zwar unbewußter Weise auch das protestantische, den Todesstoß erhalten.

Die Kirche ist bereits moribund; ihre Schirmvögte, die den Verlust eines trefflichen Machtmittels zur Beherrschung des Volks zu beklagen haben werden, mögen dies leugnen oder nicht, Die Form zerfällt in Trümmer, der Inhalt, und das ist die kollektivistische Pflichtgesetzgebung der Menschen, bleibt ewig, d. h. so lange es denkende Menschen giebt, bestehen. „Der Tod der Dogmen ist die Geburt der Moral,“ oder vielmehr: der Tod der Dogmen ist die Wiedergeburt der Moral.

Die Moral von heute.

„Außen hui, innen pfui!"
Vox populi.

Im Parallelismus mit dem vorhergehenden soll in diesem Abschnitt der Nachweis versucht werden, daß die herrschende Moral von heute, weit davon entfernt, aus dem Christenthum entsprungen zu sein, dasselbe vielmehr in den wesentlichsten Stücken auf das schmählichste verletzt. Es soll dabei hervorgehen, daß die Moral von heute nicht etwa der ideale Kollektivegoismus ist, der die menschliche Gesellschaft fördert, sondern daß sie sich unter dem Einfluß des modernen Industrialismus, der modernen plutokratischen Oligarchie, mehr und mehr zum Kollektivegoismus privilegirter Klassen entwickelt hat. Dieser Prozeß hat mit dem Christenthum absolut nichts zu schaffen, er ist in der Hauptsache rein ökonomischer Natur, konnte auch von dem Stifter der christlichen Kirche in seiner vollen Tragweite nicht vorhergesehen sein. Im Christenthum findet sich nicht das Material zur Lösung unserer sozialen Probleme. Die Aufgabe des Christenthums besteht heutzutage lediglich darin, daß es alle diejenigen Elemente, die unter den sozialen Uebelständen der Jetztzeit zu leiden haben, oder aber dieselben verschuldeten, mit dem Geist der christlichen Humanität durchdringt, der selbst von denjenigen nicht aufgegeben werden darf, die der christlichen Kirche feindlich gegenüber stehen. Die christliche Kirche hat also nicht den Zweck, sich in die sozialen und politischen Fragen der Jetztzeit einzumischen, ihr fällt die weit idealere Aufgabe zu, vermöge der civilisatorischen Macht ihrer Morallehre etwaigen blutigen Klassenkämpfen vorzubeugen; dieser Macht des Christenthums hat sich selbst der Atheist oder Sozialist nicht zu entziehen.

Wenn nun auch das Christenthum mit einem fertigen Facit des sozialen Rechenexempels nicht zu dienen vermag, so ist die Morallehre Christi immerhin bis auf den heutigen Tag die strengste Verurtheilung der konventionellen Lüge unserer heutigen tonangebenden Gesellschaft, deren oberste Moral die Bereicherung auf Kosten Anderer ist. — Wurde eine

solche Moral nun auch schon in früheren Zeiten praktizirt, so trug sie doch einen mehr individuellen Charakter (es war Jeder auf eigene Hand ein Schurke), während sie heutzutage die Grundlage der schroffsten Klassengegensätze bildet und den Anlaß zu einer ökonomischen Massenbewegung bietet, wie sie die Welt noch nie zuvor gesehen.

Man könnte die moderne Menschheit mit Recht in zwei große Kategorien eintheilen: in die arbeitende und entbehrende, und die faullenzende und genießende. Diese Eintheilung mag im Großen und Ganzen wohl schon auf vergangene Zeiten gepaßt haben, nie zuvor ist sie jedoch so systematisch zu einem Prinzip erhoben worden, als in unseren Tagen. Früher ließen die Freien ihre Sklaven für sich arbeiten; sie hielten das für selbstverständlich und erblickten darin keine Verletzung der Moral; heute gibt es keine Sklaven, wie es ja auch keine Freien gibt, denen ein gesetzlicher Vorrang eingeräumt wird, — und doch ist das Verhältniß nicht nur ein ähnliches geblieben, sondern hat es sich trotz der gesetzlich garantirten Gleichheit derart verschärft, daß ganze Klassen sich im Zustande der Sklaverei befinden.

Um eine Erklärung für diesen scheinbaren Widerspruch zu finden, ist es erforderlich, zuvor einen kurzen Blick in die verschiedenen Kulturstufen der menschlichen Vorgeschichte zu werfen. (Nach „Ancient society or researches in the lines of human progress from savagery through barbarism to civilization by *Lewis H. Morgan.*" New-York Henry Holt and Company 1878). Als Maßstab dieser Betrachtungen hat der Modus der Produktion der Lebensmittel zu dienen. Die Art der Produktion der Lebensmittel und die Erweiterung der natürlichen Unterhaltsquellen bilden die Hauptmerkmale und Unterscheidungsmittel in der Klassifizirung der menschlichen Kulturepochen. Lewis H. Morgan sagt in seinem berühmten Werk *„Ancient Society etc."* im zweiten *„Arts of subsistence"* überschriebenen Kapitel Seite 19: „The important fact that mankind commenced at the bottom of the scale and worked up, is revealed in an expressive manner by their successive arts of subsistence. Upon their skill in this direction, the whole question of human supremacy on the earth depended. Mankind are the only beings who may be said to have gained an absolute control over the production of food; which at the outset they did not possess above other animals. Without enlarging the basis of subsistence, mankind could not have propagated themselves into other areas not possessing the same kinds of food, and ultimately over the whole surface of the earth; and lastly, without obtaining an absolute control over both its variety and amount, they could not have multiplied into populous nations. It is accordingly probable that the great epochs of human progress have been

identified, more or less directly, with the enlargement of the sources of subsistence.“ (Siehe F. Engels' „Ursprung der Familie, des Privateigenthums und des Staats.“ Zürich 1886.) Der historische Urzustand der Menschen ist außer durch die primitive Form der Naturbeherrschung charakterisirt durch ein klassifikatorisches Verwandtschaftssystem, das totale Geschlechtsfreiheit involvirt und der genealogischen Abstammung des Kindes keinen Werth beilegt. Ein solches System herrscht heute noch theilweise in Hawaii, wo die Geschwisterkinder als Geschwister angesehen werden, und die Geschwister der Eltern von den Kindern ebenfalls als Eltern betrachtet werden. Die geschlechtliche Freiheit erscheint hierbei wenigstens auf eine Generation beschränkt, während der menschliche Urzustand wohl nicht einmal diese Einschränkung gekannt haben wird. Es ist das Gesetz der natürlichen Zuchtwahl, und nicht etwa eine religiöse Offenbarung gewesen, was diesem Verwandtschaftssystem ein Ende gemacht hat. Diesem Gesetz, das bekanntlich die Inzucht als der Race schädlich erscheinen läßt, mußten zuerst die geschlechtlichen Verbindungen zwischen Eltern und Kindern, in späterer Folge auch diejenigen zwischen Geschwistern, zum Opfer fallen. Dadurch entstanden innerhalb des Stammes neue Verwandtschaftssysteme oder -Gruppen, in denen die Geschlechtsfreiheit unzulässig war. Diese Blutsverwandtschaftsgruppen bildeten den Ursprung der G e n s. Die Gens ist die erste Lostrennung von der ursprünglichen gesellschaftlichen Einheit, dem Stamm. Innerhalb der Gens entstand durch Einschränkung der Gruppenehen die P a a r u n g s f a m i l i e, die sich immer noch von der Einzelfamilie durch große Lockerheit der Bande unterscheidet. Die Einzelehe gewinnt erst deutliche Form mit der Entwicklung des Hirtenlebens, der Viehzucht, wobei gleichzeitig die Frau, die sich im Stamme d e r s e l b e n R e c h t e erfreute als der Mann, in ein Abhängigkeitsverhältniß von diesem tritt. Als begleitender Umstand der Entwicklung der Viehzucht kennzeichnet sich alsdann später die Einführung der Sklaverei, eine Institution, der zuerst das Weib zum Opfer fällt, dessen soziale Bedeutung dadurch herabsinkt, daß sich der Mann in den unumschränkten Besitz der stets mehr und mehr an Bedeutung gewinnenden Erwerbsinstrumente setzt, während ersteres auf den Besitz des stabilen Hausraths beschränkt bleibt. Nunmehr ist die Einführung der Monogamie als Zwangsinstitution zu verzeichnen; gleichzeitig entstehen folgerichtig die Laster des Ehebruchs und der Prostitution, Laster, die bis auf den heutigen Tag als eine Konsequenz der Einzelehe bezeichnet werden müssen. Das Eigenthum, das i n d i v i d u e l l e E i g e n t h u m, erscheint als Urheber der Einzelehe, im weiteren Sinne, der Familie. Gleichzeitig mit dem Aufhören der Geschlechtsfreiheit geht naturgemäß das demokratisch-kommunistische Stammeswesen mehr und mehr verloren; auch der ökono-

mische Stammeskommunismus geht auf die Gens über, die eine immer größere Bedeutung gewinnt. (Ein Ueberbleibsel der kommunistischen Stammesorganisation ist der „Gemeindelandbesitz“ in Rußland. Es scheint allerdings, als wenn die Entwicklung desselben mit den Forderungen der Neuzeit nicht Schritt zu halten vermöchte, denn es wird selbst aus den Gouvernements der kornreichen Zone über die gedrückte Lage der Landwirthschaft berichtet, woraus sich die stets wachsende Ausscheidung der ackerbautreibenden Bevölkerung in die städtischen Fabrikdistrikte erkläre. So wird z. B. im Gouvernement Tambow über Mangel an Düngmaterial geklagt und obligatorische Düngung der Felder vorgeschlagen. Aehnliche Klagen hört man aus dem Gouvernement Wjatka, wobei hinzugefügt wird, daß „von einer ausreichenden Meliorirung und Kultivirung des Bodens vielfach die Erwartung einer Revision und einer Umtheilung des Gemeindelandes abhalte“. Von mancher Seite wird das Institut des Gemeindelandbesitzes als wesentlichste Ursache des Verfalls der bäuerlichen Landwirthschaft erachtet, und zwar, insoweit dabei das Prinzip des Gemeindelandbesitzes in Frage kommt, offenbar mit Unrecht. Wenn es den Anschein gewinnt, als wenn der „jüngst mit Hülfe der bäuerlichen Agrarbank von den Bauern zu persönlichem Eigenthum“ acquirirte Landbesitz eine rationellere und erfolgreichere Bewirthschaftung ermögliche, so liegt das wohl daran, daß in den Gemeindeland-Arealen die bäuerlichen Landantheile zu klein bemessen sind, und daß man in diesen von der veralteten Methode der Dreifelder-Wirthschaft noch nicht abgewichen ist. Das Prinzip des Gemeindelandbesitzes wird durch die neuesten Erfahrungen übrigens umsoweniger erschüttert, als im Gouvernement Kiew dieselben Klagen laut werden, wie in den Gemeindeland-Distrikten.) Die Gens ist ein vollkommen demokratisches Gemeinwesen; alle Fragen werden durch Gentilversammlungen, in denen auch die weiblichen Glieder der Gens Stimmrecht haben, erledigt. (Man sieht hieraus, daß es eine grobe Verletzung der Wahrheit ist, wenn behauptet wird, daß die Frauen niemals politischer Rechte theilhaftig gewesen seien, um aus dieser erlogenen Behauptung zu schlußfolgern, daß ihnen solche Rechte auch für die Zukunft verschlossen sein müßten.) Das Erbrecht wird von der Allgemeinheit der Gentilgenossen ausgeübt. Die Gentilverfassung ist auf den Grundprinzipien der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit basirt; geschriebene Gesetze existiren nicht; der Verwaltungsapparat funktionirt nichtsdestoweniger in vollkommenster Ordnung.

Durch das anfänglich nur in den Erwerbsinstrumenten bestehende, sich aber mehr und mehr zum Kapitalismus entwickelnde Privateigenthum wird allgemach die Gentilorganisation untergraben; an Stelle des Mutterrechts tritt das Vaterrecht; der Knechtung des Weibes folgt später-

hin die Sklaverei im Allgemeinen. Die technische Entwicklung hat eine Menge übler Folgen in Begleitung: die Klassengegensätze beginnen sich geltend zu machen, die Gegensätze zwischen Armen und Reichen, zwischen Erzeugern und Nutznießern der Lebensmittel, zwischen Ackerbautreibenden und Gewerbetreibenden, zwischen Aristokratie und Volk, zwischen Arbeitern und Faullenzern, kurzum eine Unzahl von gefährlichen Gegensätzen, die in der ursprünglichen Gentilverfassung unbekannt waren, und die sich mit derselben nicht vereinigen ließen. Das demokratische Element verflüchtigt sich, indem die Macht einzelner bevorzugter Klassen zum Mißbrauch und zur Ausbeutung führt. Die Sklaverei nimmt den Charakter einer stehenden Institutution an, ganze Völkerschaften fallen ihr zum Opfer, die Bande der Gentilorganisation werden gesprengt durch die Invasion Fremder, deren Interessen im Gegensatz zu denen der Gens rein persönliche sind.

Die durch die Gentilverfassung bedingte freie Eintheilung des Landes je nach den Bedürfnissen der Völker weicht allmälig einer territorialen Eintheilung. Es entsteht der Staat. Dieser unterscheidet sich von der Gentilverfassung vornehmlich dadurch, daß er über dem Volk steht, oder wenigstens zu stehen prätendirt, und eine territoriale Macht darstellt, die nur durch die Erhaltung stehender Heere, sowie einer Polizeiforce zur Niederhaltung der Sklaven oder zur Kontrole einzelner Machthaber aufrecht erhalten werden kann. Hiemit geräth der Staat in offenen Konflikt mit der alten Gentilauffassung, welche derartige Institute verwirft. Bei den Atheniensern beispielsweise galt die Polizei als ein so schimpfliches Institut, daß nur Sklaven sich dazu hergaben, ihr dienstlich zu sein. Erst im Zeitalter des Verfalls des römischen Kaiserreichs begann man die Polizei als ein ehrenwerthes Institut zu betrachten, wahrscheinlich, weil man ihrer dringender bedurfte, als in früheren Zeiten. (Es ist äußerst charakteristisch auch für unser Zeitalter der „Civilisation“, die in mehr als einer Hinsicht das Gegentheil von Kultur bedeutet, daß die Gesellschaft gezwungen ist, Institutionen zu schaffen und zu erhalten, die sie gleichzeitig auf das tiefste verachtet. Eine solche Institution ist die dem Staate unentbehrliche Polizei. Wenigstens behauptet man, ihrer nicht entbehren zu können, und doch ließe sich nicht leicht ein wirklich gebildeter Mensch ausfindig machen, der nicht einen instinktiven Widerwillen gegen sie besäße.)

Dem Verlust der durch die Gentilverfassung erzeugten und begünstigten bürgerlichen Tugenden haben Rom und Athen ihren Verfall zu verdanken. Die Republik wird ersetzt durch die Monarchie, an Stelle des unabhängigen Bürgersinnes treten Feigheit und Unterwürfigkeit, die Volksbewaffnung wird abgelöst durch stehende Söldnerheere, Athen und

Rom gehen zu Grunde in macedonischer und römisch-cäsaristischer Tyrannei. Dabei wird die freie Arbeit durch die Sklaverei geschädigt und geschändet, der ursprüngliche Bauernstand geht unter in der Latifundien-Wirthschaft, das Land versinkt in Barbarei. Ein regenerirendes Element kommt nun hinzu, und das ist das germanische Volk, das sich seine Gentilverfassung noch in ursprünglicher Reinheit erhalten hatte, sowie alle Eigenschaften, die derselben zu verdanken waren. Während dieses frische Element nun einestheils verjüngend wirkt, nimmt es anderntheils eine ganze Menge zweifelhafter römischer „Kulturerrungenschaften" in sich auf. Es entsteht der Feudalstaat. Mit dem Fortschritt der Technik und des Maschinenwesens entwickelt sich aus diesem die Herrschaft der Bourgeoisie. An Stelle der Raubritterburgen entstehen die modernen Fabriken, an Stelle der Hörigkeit tritt die Lohnsklaverei, an Stelle der Sklaven die Proletarier.

Gleichzeitig treten wiederum in der proletarischen Bewegung die ursprünglichen kommunistischen Kerne der Gentilverfassung zu Tage, dieselben Kerne, die sich auch im Christenthum wiederfinden lassen. — Der moderne Industrialismus ist bis heute kaum als in Diensten des allgemeinen Nutzens stehend zu betrachten, indem er jede technische Verbesserung, jede an und für sich nützliche Neuerung als patentirtes Monopol, als individuelles Erwerbsmittel, zur Herabdrückung der Lage derjenigen Kategorie von Menschen benutzt, die der Verfasser weiter oben als die arbeitende und entbehrende bezeichnet hat. Selbstredend ist hier von einem rein individuellen Verschulden seitens der Industrialisten nicht zu reden; die Erscheinung der Lohnsklaverei steht wie alles historisch Gewordene im Banne der Vergangenheit; das ändert aber nichts an der Thatsache, daß unter diesem Einfluß sich die Moral von heute zum Kollektivegoismus privilegirter Klassen verbildet hat.

Man beobachte nur, wie heuchlerisch diese Moral die bestehenden ungesunden Eigenthumsverhältnisse mit dem „Zwange der Naturnothwendigkeit", mit der „göttlichen Weltordnung", mit dem „Recht der Intelligenz", mit der „historischen Tradition" (!), kurzum mit lauter Gründen zu rechtfertigen bestrebt ist, deren Unhaltbarkeit und Nichtigkeit nur von Idioten, oder aber von interessirten Parteien geleugnet werden können! Die moderne Bourgeoisie rüstet sich heute genau mit derselben Logik, mit welcher seiner Zeit der Feudalismus seine Existenzberechtigung zu motiviren suchte, — und genau so vergeblich. Ueberhaupt weist die Geschichte der Aristokratie und Bourgeoisie einen offenbaren Parallelismus auf. So wie die Aristokratie, auf Ursurpation fußend, durch die Vernichtungskriege der Feudalherren untereinander, zwar ihren Besitz arrondirte und concentrirte, dabei aber gleichzeitig durch Reduktion der Zahl ihrer besitzenden Mitglieder ihre Klassenmacht selbst

untergrub, so hat auch die Bourgeoisie, während sie einerseits durch gesteigerte Expropriation der arbeitenden Klasse mittels monopolistischer Ausbeutung der industriellen Technik, ihre Klassenhegemonie begründete, andererseits durch die im ökonomischen Interessenkampf bedingte Konkurrenz eine derartige Centralisation des Besitzes in einer sich stets verringernden Zahl von Händen bewirkt, daß sie unbewußt an ihrem eigenen Untergang als Klasse arbeitet. Im Mittelalter waren es die Bauern und Städte, welche durch Erhebungen den endlichen Sturz des Feudaladels als Klasse verursachten, heutzutage droht derjenigen Klasse, die an Stelle des Feudaladels die gesellschaftliche Führung übernommen hat, die internationale Organisation der Lohnarbeiter, die in letzter Instanz mit Naturnothwendigkeit den vollkommenen Ruin der Bourgeosie besiegeln wird. Dieser Prozeß würde sich mit erstaunlicher Geschwindigkeit vollziehen, wenn sich die Bourgeoisie, die ja an sich machtlos ist, nicht hinter das Bollwerk des Staates verschanzt hätte. Das durch die moderne Produktionsweise erzeugte Unterordnungsverhältniß numerisch bedeutender Menschenmassen unter eine beschränkte Zahl von Parasiten ließe sich in der That ohne die Unterstützung des Staates in der gewaltsamen Niederhaltung der Unterdrückten gar nicht denken. Während der Staat nun einerseits mit allen ihm zu Gebote stehenden und von der ganzen Gesellschaft unterhaltenen Machtmitteln die unterdrückte Klasse in Schach hält, gibt er sich andererseits heuchlerischer Weise das Ansehen, als beabsichtige er eine legale Lösung der sozialen Probleme. Solchergestalt geht nicht nur die Gesellschaft einem allmäligen Zersetzungsprozeß entgegen, sondern es wird dabei der Staat selbst bis zu einem so hohen Grade demoralisirt, daß er schließlich nicht nur um die Existenz der von ihm geschützten Klasse, sondern um seine eigene Sicherheit besorgt sein muß. Die eigentliche Aufgabe des Staates besteht darin, daß er allen Denen, die seinen Gesetzen unterliegen, die gleichen Existenzbedingungen garantirt; von dem Augenblicke an, wo dies nicht geschieht, steht der Staat nicht mehr auf dem Boden der Moral, d. h. wird er seiner Pflicht, den Nutzen der Gesammtheit zu fördern, nicht mehr gerecht, von dem Augenblick an befindet sich der Staat auf der abschüssigen Bahn der Revolution. — Dieser verderbliche Zustand kennzeichnet sich folgerichtig auch in dem Modus der modernen Rechtspflege; es wird heutzutage bekanntlich mit zweierlei Maß gemessen; es gibt ein Gesetz für die Besitzenden und eines (oder auch keines) für die Besitzlosen. Während dem Millionendieb ein „möblirtes Zimmer" im Gefängniß eingeräumt wird, wandert der arme hungernde Teufel in's Zuchthaus, oder, wie das alte Sprüchwort sagt: „die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen." Alles dies geschieht natürlich mit vollkommener Wahrung des Scheines der Ge-

setzlichkeit, angeblich in Uebereinstimmung mit den Satzungen der christlichen Lehre. Was soll von einer Gerichtsbarkeit gehalten werden, die es nicht verschmäht, aus politischer Rancüne Verbrechen künstlich zu erzeugen, nur, um sie hernach bestrafen zu können?! Solche Fälle gehören nun heutzutage bereits nicht mehr zu den Seltenheiten; das System der „agents provocateurs“ ist fast in der ganzen Welt verbreitet und gilt beispielsweise in seiner Anwendung auf gewisse „politische Verbrechen“ bei den Stützen der heutigen Gesellschaft für „moralisch berechtigt“. (Der Verfasser kann es sich leider nicht gönnen, hier eine Reihe solcher Beispiele in's Treffen zu führen, so verlockend ihm das auch erscheinen möge; — er muß sich damit begnügen, dieselben bereit zu halten, um für den Fall der Interpellation von irgend einer Seite her die Antwort nicht schuldig bleiben zu müssen.) Pharisäische Selbstzufriedenheit und eine bis zur Selbsttäuschung getriebene Heuchelei bilden die Signatur der modernen Gesellschaftsmoral. „Außen hui, innen pfui“: mit diesen Worten läßt sich die Moral von heute am treffendsten charakterisiren, und zwar gilt dies im Allgemeinen für fast alle gesellschaftlichen Institutionen der Jetztzeit.

Nicht nur die Gerichtsbarkeit ist eine heuchlerische Komödiantin, die mit augenverdreherischer, satter Tugendmiene das strengste Urtheil über jene bemitleidenswerthen Opfer gesellschaftlicher Abnormitäten spricht, die von einer zahlungsfähigen Moral unter dem Titel Vagabunden, Arbeitslose, Trunkenbolde, Strolche, Dirnen, Verbrecher gegen das „Eigenthum“ u. s. w. u. s. w. unterschiedslos proskribirt werden, während das „noble“ Laster, das salonfähige Verbrechen, die fashionable Prostitution, sich mit der Waage der Themis vermöge der Schwere des Goldes trefflich abzufinden wissen, — nein, auch in allen andern Ressorts des modernen Gesellschaftsapparats herrscht dieselbe „Moral“. Man denke nur an die moderne Kirche! Andachtsvoll sieht man in derselben mit gefalteten Händen und zum Himmel gewandten Blicken eine Gattung von Leuten sitzen, die weder an Gott noch an den Teufel glauben, nur aus Konvenienzrücksichten den Kirchenbesuch betreiben und Christum täglich an's Kreuz nageln, während sie ihre Hände in Unschuld waschen. Wohl ist es wahr, daß es noch heute fromme Träumer gibt, denen es ernst ist mit dem Christenthum, — aber die Intelligenz, die „Crême“ der Gesellschaft, sie mag die Augen verdrehen so viel sie will, sie ist grobmaterialistisch und betet nur einen Gott an: den Geldsack.

Wie es mit der Kirche bestellt ist, so steht es auch mit der Wohlthätigkeit. Da werden von reichen Ausbeutern, die sich von dem Blut ihrer Sklaven gemästet haben, alljährlich, namentlich um die „heilige“ Weihnachtszeit, als Loskaufssumme einige Bettelgroschen möglichst ostentativ zu irgend einem meist tendenziös-wohlthätigen Zweck gestiftet, da

werden Bälle, Maskeraden und Schmausereien, bei denen die Tische sich biegen, „zum Besten der Armen“ gegeben, da werden Briefmarken und Cigarrenstummel gesammelt und der Ertrag zur Errichtung von Waisenhäusern verwandt, da werden von „feinen“ Damen Wollenstrümpfe für die Hottentottenkinder gestrickt, da wird gebettelt, gesammelt, getanzt, gegessen, getrunken, gesungen u. s. w. Alles zur höhern Ehre Gottes, Alles aus Wohlthätigkeit, und Alles mit möglichst viel Eclat. Ob die „guten Christen“, die sich mit dieser heuchlerischen Wohlthätigkeit von ihrem Verrath an der Menschlichkeit loszukaufen wähnen, wohl an die herrlichen Worte Christi in der Bergpredigt sich erinnern: „Habt Acht auf euere Almosen, daß ihr die nicht gebet vor den Leuten, daß ihr von ihnen gesehen werdet; ihr habt anders keinen Lohn bei eurem Vater im Himmel. Wenn du nun Almosen giebst, sollst du nicht lassen vor dir posaunen, wie die Heuchler thun in den Schulen und auf den Gassen, auf daß sie von den Leuten gepriesen werden. Wahrlich ich sage euch: Sie haben ihren Lohn dahin. Wenn du aber Almosen giebst, so laß deine linke Hand nicht wissen, was die rechte thut.“ (Matth. 6. 1—3.) Erinnern sich die modernen Heuchler vielleicht auch daran, welchen Effekt die Bergpredigt Christi auf das Volk hatte, das ihm erwartungsvoll lauschte? „Und es begab sich, da Jesus diese Rede vollendet hatte, entsetzte sich das Volk über seine Lehre. Denn er predigte gewaltig, und nicht wie die Schriftgelehrten.“ (Matth. 7. 28, 29.) — Der die Menschen beten hieß: „Unser täglich Brod gieb uns heute,“ hat sicherlich mehr an Diejenigen gedacht, die sich ihr Brod mit ihrer Hände Arbeit verdienen müssen, als an Diejenigen, die sich, ohne zu arbeiten, durch Ausbeutung dieser Arbeit bereichern. Dieselbe Gesellschaft, die bei aller ihrer Heuchelei einen durchaus unmoralischen Lebenswandel führt, scheut sich nicht, den strengsten Maßstab an diejenige Klasse anzulegen, die vermöge der Ungerechtigkeit unserer Zeit, vermöge des versumpfenden Einflusses rastloser, übermäßiger körperlicher Thätigkeit, vermöge der durch Armuth verursachten relativen Bildungslosigkeit, wahrlich größerer Nachsicht werth ist, als die aftergebildete, intolerante Clique, die den Stab über sie bricht. Dieser Clique gelten die Worte Christi (Matth. 7. 1, 2): „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet. Denn mit welcherlei Gericht ihr richtet, werdet ihr gerichtet werden; und mit welcherlei Maß ihr messet, wird euch gemessen werden.“ —

Wie mit der Gerichtsbarkeit, Kirche und Wohlthätigkeit, so steht es auch mit der Erziehung, mit der Bildung. Es giebt wenige Worte, mit denen heutzutage so arger Mißbrauch getrieben wird, als das Wort Bildung. Der Bildungshochmuth und die Geistesaristokratie versteigen sich beispielsweise oft genug zu der anmaßenden und einfältigen Bemerkung, daß es überflüssig sei, sich mit den Arbeitern zu befassen,

da dieselben „ungebildet“ und „roh“ seien. Um solche Bemerkungen auf ihre ganze Gehaltlosigkeit prüfen zu können, muß man erst über die selbstverständlichen Prämissen einig sein; da gelangt man nun zu der Annahme, die wohl von Niemand bestritten werden wird, daß die Vielwisserei, das Vielgelernthaben, keineswegs zu den unerläßlichen Attributen der Bildung gehört. Dieselbe läßt sich nicht, wie Griechisch und Latein, vom Präzeptor einpauken, sie wird nicht durch den Vorzug einer sogenannten klassischen Erziehung verliehen, sie wurzelt in der vom Wissen unabhängigen Herzens- und Charakterentwicklung und in der selbständigen Weltanschauung eines Menschen. Es giebt beispielsweise sehr charakterlose ungebildete, rohe Professoren, und auf der andern Seite charaktervolle, hochgebildete, feinfühlende Arbeiter. Man kann ein gelehrter, nach landläufigen Begriffen „gebildeter“ Mann sein, und dabei, bornirt und verknöchert, bis über die Ohren in den lächerlichsten Vorurtheilen stecken. Der Verfasser darf offen gestehen, daß er während der Zeit, die er im Herzen der Arbeiterbewegung verbrachte, ungleich mehr gelernt hat, als ihm dies im Schooße einer bildungsstolzen Familie, im Kursus des Gymnasiums, oder in den Hörsälen der Hochschule je zuvor möglich gewesen ist. Er kann sich die Bemerkung hier nicht versagen, daß er unter den „rohen“ „ungebildeten“ Arbeitern ungleich mehr gebildete, aufgeklärte, vorurtheilslose, herzensgute Menschen gefunden hat, als in den ästhetischen, akademischen, aftergebildeten, heuchlerischen Cirkeln der sogenannten Geistesaristokratie. Was nennt sich in diesen Kreisen nicht alles gebildet? Das Gänschen, das Klavierpauken gelernt hat, schwärmerisch über Longfellow zu faseln versteht, dessen Werke es nie gelesen hat, der parfümirte, schnarrende Gardelieutenant mit obligatem Hinterhauptscheitel, der in einem Athemzuge sich für die „jöttlichen“ Gedichte Geibels und für die „famose“ Gangart einer trakehner Stute begeistert, der gebildete Theaterenthusiast, den die tricotumspannten Beine einer Tänzerin ungleich mehr interessiren, als Schiller, Goethe und Shakespeare zusammengenommen, der aber nichtsdestoweniger über den Verfall der modernen Bühne jammert, die er doch selbst zum Cirkus degradirt, die Modedame, die in allen möglichen Wohlthätigkeitsvereinen präsidirt, dabei aber ihr einziges Töchterchen an den Meistbietenden verschachert, selbst wenn derselbe ein notorischer Wüstling ist, der Philosophie-Professor, der nach dem Grundsatz „Professoren und H . . . . sind stets für Geld zu haben“ für ein buntes Bändchen Ehre und Gewissen verkauft, der Redakteur der „Berliner Kreuzzeitung,“ der die Vivisektion auf verurtheilte Verbrecher angewendet wissen will, der sächsische Landtagsabgeordnete, Gymnasial-Direktor Dr. Straumer, der den genialen Ausspruch gethan hat, daß der unentgeltliche Unterricht unmoralisch sei, u. s. w. u. s. w. — Alles das nennt sich heutzutage vorzugsweise gebildet, das spreizt sich

und bläht sich, wie der Pfau, der mit seinen schimmernden Radfedern die häßlichen Füße zu verdecken bestrebt ist, — und ist bei all dem Bildungshochmuth, bei all der heuchlerischen Selbstüberhebung so roh und ungebildet, daß es vor dem einfachsten Handwerker erröthen müßte.

Heuchlerisch, wie unsere ganze Moral, ist auch unsere moderne Kapital- und Regierungspresse (man denke nur an die niederträchtige deutsche Reptilienpresse!). Sie hat, wie alle andern modernen Institutionen, den Zweck, zur Unterdrückung gewisser Klassen das Ihrige beizutragen, und sie wird vermöge der Macht, die sie durch den Fortschritt der Technik errungen hat, dieser ihrer Aufgabe mehr und mehr gerecht. Die tonangebende moderne Presse steht entweder in direkter Abhängigkeit vom Kapital, dessen demoralisirender Einfluß auf die öffentliche Meinung ja sprüchwörtlich geworden ist, oder aber im direkten Dienst der Regierungen oder Parteien, die dann je nach ihrem eigenen Bedürfniß die „öffentliche Meinung" fabriziren, oder aber, wenn sich dieselbe einmal ausnahmsweise selbständig regen sollte, mit Füßen treten. Davon, daß die Presse das Echo der öffentlichen Meinung sei, kann heutzutage absolut nicht mehr die Rede sein, und wo es noch Blätter gibt, die jenem idealen Zweck gerecht werden, da verfallen dieselben der chronischen Abonnentenschwindsucht, werden konfiszirt, oder müssen mit bedeutender Aufopferung erhalten werden. Im Einklang mit diesen Verhältnissen steht dann auch die Thatsache, daß nur das gesinnungsloseste Element für die offizielle Presse sich anwerben läßt, ein Element, das größtentheils katilinarische Existenzen, verbummelte Studenten, verkannte Genies, gewissenlose Streber, kurzum den Abhub der Gesellschaft in sich vereinigt, ein Element, dessen Gesinnung von derjenigen ihres jeweiligen Soldherrn knechtisch abhängig ist, und in jedem Placementswechsel beliebig variirt. Dabei wird natürlich dem Publikum im Großen und Ganzen durchaus nicht Rechnung getragen, sondern nur demjenigen auserwählten Theil desselben, der am besten zahlt, am reichlichsten annoncirt, kurz für die Erhaltung des Blattes in sothaner Form von Wichtigkeit ist. Da werden Schwindelannoncen aller Art abgedruckt, Wahrsagerinnen, Zauberdoktoren, Abortionistinnen u. s. w. gepriesen und der Prostitution die Wege geebnet, während etwaige Zusendungen der Arbeiter in den Papierkorb wandern. Es ist, mit einem Wort gesagt, die Presse entweder zum reinsten Geldgeschäft, oder aber zur feilen Augendienerin der herrschenden, heuchlerischen Gesellschafts- und Staatsmoral herabgesunken.

So traurig, wie mit der Moral der Presse, ist es auch mit derjenigen der Organe der Regierung und Volksvertretung bestellt. Die Regierungen erscheinen nicht mehr als dem Nutzen der Gesellschaft dienend, sondern haben offenbar nur noch den Zweck der Erhaltung eines

servilen und müssigen Beamtenheeres, den Zweck der Aufrechterhaltung der eigenen illegitimen Macht, den Zweck des Schutzes der mächtigen und besitzenden Gesellschaftsklasse. Es ist die Regierung von heute nicht etwa der Gesellschaft wegen da, sondern umgekehrt. Eine, wenn auch nicht vollkommene Ausnahme von dieser Regel bilden nur einige wenige republikanische Verfassungen, deren Einfluß auf die Allgemeinheit augenblicklich noch von sehr untergeordneter Bedeutung ist. Schutzzoll- und Steuerpolitik der Regierungen, weit davon entfernt, den Nutzen der Allgemeinheit zu fördern, oder auch nur zu bezwecken, laufen nur darauf hinaus, die Mittel zur Erhaltung derjenigen Institutionen aufzubringen, deren eigentlicher, aber heuchlerischerweise verleugneter Zweck die Niederhaltung der unterdrückten Klassen, der Schutz des mobilen Kapitals und die Vertheidigung oder Erweiterung der territorialen Grenzen ist. Wo der Zweck der durch Schutzzoll- und Steuerpolitik erzielten Einnahmen nicht offenbar die Verstärkung der Prätorianerhorden bedeutet, da wird dabei wenigstens in einseitigster Weise nur der Vortheil gewisser Klassen von Besitzenden, namentlich der adeligen Großgrundbesitzer, deren Interessen in krassestem Gegensatz zu denen des konsumirenden Volkes stehen, gefördert. Unter der heuchlerischen Maske des Patriotismus werden dem Volke Aderlässe über Aderlässe applizirt, bis es entweder unter der Wucht der Steuerlast ächzend und stöhnend, entkräftet und halbverhungert zusammenbricht, oder aber mit Aufbietung der letzten Kräfte zu rebelliren beginnt. —

Nicht minder schlimm, wie mit den Regierungen selbst, ist es mit den Volksvertretungen im Allgemeinen beschaffen. Die Herren Volksvertreter pflegen in erster Instanz nur sich und ihre Klasse, in zweiter Linie erst die Interessen ihrer Konstituenten zu vertreten. Dieser Uebelstand ist bis zu einem so hohen Grade usuell geworden, daß das Volk auf seine Parlamente, in denen ja doch nur leeres Stroh gedroschen und alle Bestrebungen zum Wohl der unterdrückten Klassen doch nur mit einem großen Aufwand von Phrasen unter den Tisch geschwatzt werden, mit einem Gefühl hoffnungsloser Apathie und passiver Gleichgültigkeit blickt. In diesem Zustande ist es nur zu geneigt, das Wählen entweder der politischen Maschine zu überlassen, oder aber sich in den Fallen schlauer Demagogen fangen zu lassen. Läßt es sich jedoch das Volk einmal einfallen, gegebenenfalls von seinen Rechten nachdrücklichen Gebrauch zu machen, so hat die Regierung tausend Mittel, es zum Schweigen zu bringen. — Der Verfasser enthält sich absichtlich jedes direkten Hinweises auf bestimmte Verhältnisse; erstens einmal, um nicht allzu sehr in's Breite zu gehen, und zweitens, weil er überzeugt ist, daß er auch ohne Detailmalereien verstanden werden wird. — Ein kleines, aus dem Leben gegriffenes Beispiel von der geradezu großartigen Heuchelei gewisser Volks-

vertreter dürfte hier jedoch vielleicht am Platz sein: Da hat der bereits oben erwähnte sächsische Landtagsabgeordnete Dr. Straumer in einer Debatte mit dem Abgeordneten Stolle (23. Januar 1886) die für die heutige Moral geradezu typische Bemerkung fallen lassen, daß der Arbeiter Gott dafür danken könne, daß er in Folge seines gesunden Berufes nicht so leicht in die Lage gerathe, Bäder zu Heilzwecken besuchen zu müssen, wie das die armen reichen Leute vermöge ihres „ungesunden Berufes" zu thun gezwungen sind. Herr Dr. Straumer, der als Gymnasialdirektor seinen hoffnungsvollen Zöglingen jedenfalls eine Moral einprägen wird, welche mit diesem kostbaren Ausspruch in Einklang steht, hat wahrscheinlich in den Industriedistrikten des sächsischen Erzgebirges, in deren Nähe er zu Hause ist, Gelegenheit gehabt, sich von der „gesunden" Berufsart der Arbeiter zu überzeugen. Hat er vielleicht auch nachfolgende Notiz in der „Frankfurter Ztg." gelesen, die im Januar dieses Jahres die Runde durch die Presse machte: „Ein großer Nothstand ist unter der Arbeiterbevölkerung des Fabrikstädtchens Meerane ausgebrochen. Typhus und Nervenfieber haben dort ihren Einzug gehalten. Der Arbeitsverdienst ist gering, er beträgt nach den statistischen Ermittlungen nur 5 bis 11 Mark, also durchschnittlich 7 Mark 64 Pf. wöchentlich. Ferner ist konstatirt worden, daß sich 184 Familien in Meerane befinden, die keine Betten haben. In den meisten Arbeiterfamilien schlafen schon jetzt vier bis fünf Personen in einem Bette. Einsichtige haben sich zusammengethan, um ein Nothstandskomite zu bilden, dessen erste Aufgabe ist, Betten und Brod für die armen Familien zu schaffen." Haben diese Arbeiter, oder die schlesischen Weber, welche die Medizin um den pathologischen terminus technicus „schlesischer Webertyphus" bereichert haben, etwa auch Veranlassung, Gott dafür zu danken, daß sie vermöge ihres „gesunden Berufes" nicht der Heilung bedürfen, wie jene „bedauernswerthen Opfer" der Indigestion, der Ausschweifung und überhaupt des „ungesunden Berufes", die ihre behäbigen Persönlichkeiten alljährlich in den Kurgärten von Baden-Baden, Wiesbaden, Gastein, Karlsbad u. s. w. spazieren führen? — „Wehe der Welt der Aergerniß halber! Es muß ja Aergerniß kommen; doch wehe dem Menschen, durch welchen Aergerniß kommt!" (Math. 18. 7.)

Nicht nur läßt die Moral der Regierungs- und Verwaltungsorgane viel zu wünschen übrig, sondern es verfehlt eine ganze Reihe theils an und für sich nützlicher Berufsarten ihren eigentlichen Zweck, indem dieselben den Vorurtheilen der Gesellschaft ihre bessere Ueberzeugung zum Opfer bringen. Ein solcher Beruf ist zum Beispiel der ärztliche, für den als solchen der Verfasser eine große Hochachtung empfindet. — Der moderne Arzt, der nicht nur in den Krankenstuben der Reichen wirkt, sondern in den Wohnungen der Armen alltäglich vollauf Gelegenheit hat,

die Nachtseiten des Lebens kennen zu lernen, sollte als praktischer Naturalist am ehesten sich von der heuchlerischen Moral emanzipiren können, welche die gewaltigen gesellschaftlichen Gegensätze mit einer „göttlichen Weltordnung" motivirt. Es wäre die Pflicht des Arztes, der Welt ein Licht darüber anzuzünden, daß die übermäßige Arbeit, das Wohnen in ungesunden Räumen, der Mangel an passender Nahrung von schädlicherer Wirkung seien, als „die Pfeife und das Gläschen des armen Mannes", von deren entsittlichenden Einflüssen auf die arbeitende Klasse die heuchlerischen Berufsmoralisten so viel zu erzählen wissen. Es wäre seine Aufgabe, der heuchlerischen Gesellschaft zu beweisen, daß man kein Recht habe, große sittliche Ansprüche an eine Klasse zu stellen, wenn man sie mit der Hungerpeitsche zwingt, ihre Kinder frühzeitig mit übermäßiger Arbeit zu beladen und solchergestalt geistig und körperlich verkommen zu lassen, wenn man sie dazu nöthigt, den Wirkungskreis der Frauen aus dem Hause in die Fabriken zu verlegen, wenn man sie dazu drängt, den Mangel an genügender Nahrung durch weingeistige Getränke zu „ersetzen". Es wäre seine Pflicht, den Herren Arbeitgebern angesichts der Oeffentlichkeit plausibel zu machen, daß Kaffee und Kartoffeln kein genügendes Nahrungsmittel für einen Menschen sind, der seine Muskeln vom Morgen bis zum Abend anstrengt u. s. w.

Von alledem thut der moderne Arzt gemeiniglich nichts; er ist praktisch wie alle Anderen und sucht sein Schäfchen möglichst geräuschlos in's Trockene zu bringen. Wie sollte er auch anders?! Herr X, der reiche Fabrikherr, oder Frau Z, die Frau Präsidentin, könnten ihm seine „demokratischen Allüren" ja verübeln und ihm am Ende gar die Kundschaft entziehen. — Da heißt es, seine Ueberzeugung im Interesse des Fortkommens für sich behalten! —

Gerade so macht es der Gelehrte. Derselbe weiß in der Regel ganz genau, auf welcher Seite das Recht, und wie die Moral von heute im Grunde genommen beschaffen ist. Er bewahrt seine Meinung aber fein säuberlich in seinem Herzen, und wird er befragt, dann antwortet er entweder wie das delphische Orakel, oder aber er verleugnet seine Ueberzeugung, wie weiland Petrus seinen Herrn Jesum Christum. (Matth. 26. 69—75.) Wissen die Gelehrten, die wider besseres Wissen die verbrecherische Moral von heute mit dem Aufwande ihrer Gelehrsamkeit vertheidigen, wen sie damit verleugnen? Sie verleugnen die Lehre Christi, von der sie sagen, sie solle dem Volke erhalten bleiben, sie verleugnen Christum selbst, den sie doch stets im Munde führen, nur weinen sie dabei nicht bitterlich, wie weiland Petrus, sondern lachen sich in's Fäustchen. Da ist doch die kleine Excellenz Windthorst ehrlicher. Das geflügelte Wort „Wenn im Volke der Glaube zerstört wird, kann es das viele Elend nicht ertragen und rebellirt", stammt von der „Perle von Meppen". —

Dieses Bonmot führt den Verfasser auf den Priesterstand. Mit einem gewissen Unbehagen, erklärlich durch die ihm in frühester Jugend eingeimpfte Pietät vor diesem Stande, kommt der Verfasser auf diesen peinlichen Gegenstand, auf diese „partie honteuse“ der modernen Gesellschaft zu sprechen. Der Priester ist genau genommen der größte Schalksknecht in der Gegenwart. Mit vollen Backen schimpft er auf das „schnöde Jammerthal“, mit der Objektivität des satten Magens und mit dem hehren Gefühl, das eine gute Pfründe verleiht, preist er dem armen Teufel die Enthaltsamkeit und die Tugend der Mäßigkeit an; die wohlgefüllte Börse in der Tasche, verweist er ihn auf Matth. 6. 20 und 21: „Sammelt euch aber Schätze im Himmel, da sie weder Motten noch Rost fressen, und da die Diebe nicht nach graben, noch stehlen. Denn wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz.“ Letzteres ist sehr wahr und paßt vortrefflich auf die modernen Priester; ihr Schatz ist nicht bei den armen Leuten, sondern bei den Reichen, darum haben sie auch kein Herz für die Armen. Weil es ihr Vortheil erfordert, die Machthaberklasse in der Wahrung ihrer Sonderstellung zu unterstützen, darum vertrösten sie die armen dummen Teufel auf ein schönes Jenseits, wo sie für den hienieden erlittenen Mangel an Brod und Fleisch mit himmlischem Manna entschädigt, und wo die blauen Flecken, die man ihnen hienieden geschlagen, von geflügelten Engelein sanft gestreichelt werden sollen. Die Herren Priester ziehen es jedoch selbst vor, sich durch die Aussicht auf eine imaginäre himmlische Speise ihren irdischen Appetit nicht beeinträchtigen zu lassen, und verschmähen es wohlweislich, sich treten und schlagen zu lassen, nur um dereinst das zweifelhafte Vergnügen zu genießen, von Engeln wieder kurirt zu werden. — Der Leser wird dem Verfasser den boshaften Einfall, an dieser Stelle das witzige Heine'sche Gedicht, „Erleuchtung“, zu citiren, gewiß nicht verübeln:

„Michel! fallen dir die Schuppen
Von den Augen? Merkst du itzt,
Daß man dir die besten Suppen
Vor dem Maule wegstibitzt?

Als Ersatz war dir versprochen
Reinverklärte Himmelsfreud',
Droben, wo die Engel kochen
Ohne Fleisch die Seligkeit!

Michel! wird dein Glaube schwächer,
Oder stärker dein App'tit?
Du ergreifst den Lebensbecher
Und du singst ein Heidenlied!

Michel! fürchte nichts und labe
Schon hienieden deinen Wanst,
Später liegen wir im Grabe,
Wo du still verdauen kannst."

Von allen Pharisäern, die je existirten, sind die modernen Priester die allerheuchlerischsten, und wenn heute ein Christus erstände, sie würden ihn mit großer Gemüthsruhe kreuzigen lassen, kreuzigen sie ihn im Geiste doch täglich selbst, indem sie seine Lieblinge, die Armen, Schwachen, Mühseligen und Beladenen, verleugnen. Der Volksmund giebt dieser Wahrheit mit feinem Instinkt einen treffenden Ausdruck in den Sprüchwörtern: „Wo ein Pfaffe hintritt, wächst zehn Jahre lang kein Gras mehr," oder „Kein Pfaffenrock so heilig, der Teufel schlüpft hinein." — Vox populi, vox Dei! —

Die moderne Kindererziehung, vielfach noch direkt oder indirekt unter dem Einfluß des Priesterstandes stehend, ist natürlich auch nicht viel besser, als die Moral Derer, die sie leiten. Vermöge des unumschränkten Besitzrechtes der Eltern an ihren Kindern, eines Rechtes, das nach Analogie der Besitzansprüche eines Fabrikanten auf die von ihm verfertigte Waare sich gebildet zu haben scheint, sind die Eltern berechtigt, ihre Kinder genau nach ihrer Schablone zu erziehen, ihre eigenen Fehler auf sie zu übertragen, ihnen die Vorurtheile und die heuchlerische Moral der Gesellschaft, der sie angehören, einzuimpfen, und sie von Kindesbeinen an nicht etwa zu nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft, sondern im Interesse des individuellen Nutzens zu einer Art menschlicher Raubthiere heranzubilden. Von diesem Rechte macht nun die herrschende Klasse den ausgiebigsten Gebrauch. Wer jemals die hoffnungsvollen Sprößlinge der Geburts- oder Geld-Aristokratie — bekanntlich die tonangebenden Elemente unserer offiziellen Gesellschaft — zu beobachten Gelegenheit hatte, der wird bemerkt haben, wie dieselben, sobald sie nur laufen können, ihre Herren Eltern nachzuahmen beginnen. Die Folge davon ist, daß die Kinder der sog. guten Gesellschaft, noch ehe sie sich recht zu schnäuzen vermögen, Hochmuth, Heuchelei, Habgier und Verachtung der ehrlichen Arbeit zur Schau tragen. Die Schule ihrerseits — es ist hier natürlich nicht von Volksschulen die Rede — ist in ihrem eigenen Interesse genöthigt, dem häuslichen Erziehungsmodus Rechnung zu tragen, d. h. sich so einzurichten, daß sie mit diesem nie in Konflikt geräth, was unter allen Umständen geschehen müßte, wenn sie ihre Pflicht thäte. Namentlich kann nicht hart genug getadelt werden, daß den Kindern, noch ehe sie recht denken gelernt haben, eine falsche und heuchlerische Frömmigkeit eingeprägt wird, daß ihnen von Eltern und Lehrern Unwahrheiten eingetrichtert werden, an die heutzutage kein vernünftiger Mensch

mehr glaubt, und die sie im späteren Leben theils unter der Einwirkung akademischen Studiums, theils aus eigener Einsicht und Wahrnehmung wieder abzustreifen gezwungen sind. Die moderne Kindererziehung erscheint daher, wenigstens in gewissen Klassen, als eine Irreleitung, eine Verbildung des Temperaments und Charakters, von welcher sich der erwachsene Mensch mit Aufbietung aller Kräfte wieder zu befreien hat. Vom Standpunkt des gesellschaftlichen Nutzens ist es darum sehr fraglich, ob die unumschränkten Rechte der Eltern auf ihre Kinder genügend motivirt sind. Wohl ist es wahr, daß die Eltern die Erzeuger, die Urheber ihrer Kinder sind; — wer wäre aber albern genug, den durch die Regungen thierischen Instinkts diktirten Zeugungsakt, der sich eigentlich als Egoismus in höchster Potenz bezeichnen ließe und der vorzugsweise des individuellen Genusses wegen begangen wird, als ein Verdienst, als eine Leistung zu bezeichnen, welche das Anrecht auf unumschränkten Besitz des Erzeugnisses gewährt?! — Gegenüber dieser Auffassung von den sog. Rechten der Eltern über ihre Kinder ließe sich im Interesse der Allgemeinheit der Grundsatz aufstellen, daß kein einzelnes Individuum auf der Welt das Recht der unumschränkten Verfügung über Wohl und Wehe eines anderen haben dürfe, und daß ein solches Recht nur einer Association von Menschen, also der Gesellschaft zugestanden werden könne. Heutzutage haben die Eltern das „Recht“, über ihre Kinder bis zur Mündigerklärung derselben durch den Staat nach Belieben zu verfügen, sie nach eigenem, oft egoistischem Gutdünken für einen beliebigen passenden oder unpassenden Beruf zu bestimmen, sie zu strafen, zu mißhandeln, kurz über sie zu herrschen, wie Bojaren über Leibeigene. Es kann nicht behauptet werden, daß alle Eltern unvernünftig genug sind, von diesem „Recht“ Gebrauch zu machen, — die meisten aber sind es ohne Zweifel! — An Stelle dieser, der Gesammtheit schädlichen, also unmoralischen Gestaltung der Dinge, sollten die Rechte der Gesellschaft, die ja doch von jedem Individuum nach Eintritt der Reife Besitz ergreift, zur Geltung gebracht werden, sollte die Erziehung, die heute, sofern man von den öffentlichen Schulen abstrahirt, von inkompetenten Laien geleitet wird, und daher keine Garantien für den allgemeinen Nutzen bietet, ausnahmslos in das Ressort der Oeffentlichkeit verwiesen werden, die vermittelst tüchtiger, geprüfter Pädagogen dafür zu sorgen hätte, daß die junge Generation zu nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft heranwachse.

Was an der modernen Erziehung als besonders unmoralisch gebrandmarkt werden muß, ist der Umstand, daß sie sich, wie aller Besitz, zum Klassenmonopol entwickelt hat, daß sie, als vom Besitz abhängig, der ärmeren, arbeitenden Klasse vorenthalten wird, und zwar vorenthalten wird mit der deutlich erkennbaren Absicht, diese Klasse durch mangelhafte Erziehung in Unterwürfigkeit zu er-

halten. Die Spekulation ist richtig: denn ein Mann, der, um sein Leben nothdürftig fristen zu können, sammt seinem Weibe und unmündigen, schulpflichtigen Kindern, vom Morgen bis in die Nacht hinein zur Fabrikarbeit verdammt ist, ein solcher Mann hat keine Zeit, noch an die Erziehung zu denken; seine Kinder bleiben mangelhaft erzogen, bleiben unfrei, wie er selbst es ist. Man könnte dem Verfasser vielleicht entgegnen, daß diese Darstellung zu grell gefärbt sei; auf einen solchen Vorwurf ließe sich erwidern, daß die herrschende Gesellschaft in ihrer plumpen Heuchelei selbst die Beweise dafür liefert, wie viel ihr an der Verkümmerung der Volkserziehung gelegen ist. Wer von den Lesern hätte nicht schon gelegentlich von gewisser Seite das Raisonnement gehört, daß es den armen Leuten nicht gut thue, „allzu gut" erzogen zu werden, „allzu" gebildet zu sein, da sie sonst durch das Bewußtsein ihres Elends zur Verzweiflung getrieben würden, oder aber eine „für ihren Stand unpassende Anmaßung" sich aneigneten. Sogar von hervorragenden Vertretern der Regierungen ist schon der Grundsatz ausgesprochen worden, daß es dem Volk nur nützlich sei, wenn seine Bildung auf ein bescheidenes Maß beschränkt bleibe. Aus dieser zarten „Rücksichtnahme" auf das Wohl des Volkes spricht die ganze heuchlerische Brutalität unserer modernen Machthaber, die der unterdrückten Klasse den Vorzug einer Ausbildung nicht gönnen mögen, die sie selbst nur zum Schaden der Gesellschaft zu verwenden pflegen. Mit ähnlichen sophistischen Mitteln wird dem Volke die Freiheit abdisputirt. „Die Hälfte der Logik schlechter Regierungen liegt in dem einen sophistischen Dilemma: Wenn das Volk unruhig ist, so ist es für die Freiheit nicht reif; wenn es ruhig ist, so verlangt es nicht nach Freiheit."

Während nun auf der einen Seite das offenkundige Bestreben einer Einschränkung der Volksbildung obwaltet, wird auf der anderen Seite des Guten zuviel gethan; die Klage ist eine ziemlich allgemeine, daß die Kinder der sog. höheren Stände in den Schulen (Gymnasien und Realschulen) überanstrengt werden. Diejenigen, welche diese Klage für unberechtigt oder übertrieben halten, seien hiemit auf die durch die Moralstatistik erwiesene Thatsache aufmerksam gemacht, daß der „Schülerselbstmord" (!) fast allgemein im Wachsen begriffen ist und immer mehr den Charakter einer konstanten sozialen Erscheinung annimmt. Uebermäßig angefachter, resp. gekränkter Ehrgeiz, Furcht vor Tadel und Strafe, Kummer über nicht bestandene Prüfungen oder schlechte Zeugnisse, durch Ueberanstrengung hervorgerufene Geistesstörungen u. s. w. bilden die Ursache dieser bedauernswerthen Erscheinung, die wohl als die beste Illustration zu der widernatürlichen Beschaffenheit unserer heutigen Moral angesehen werden darf.

In Uebereinstimmung mit der oben geschilderten Ungleichheit auf

dem Gebiete des Erziehungswesens steht die Thatsache der wachsenden Verwahrlosung der Jugend und der steigenden Progression des jugendlichen Verbrecherthums in gewissen Klassen. Doch ist es nicht nur die unverschuldete Bildungslosigkeit, oder die aus ökonomischen Gründen zu rechtfertigende erzieherische Unfähigkeit dieser Klassen, woraus diese Erscheinung zu erklären ist, sondern der Charakter der modernen Schule im Allgemeinen. Die moderne Schule ist eine geistige Dressir-Anstalt; sie erfüllt nicht mehr den Zweck der Ausbildung des Charakters und Willens, sondern geht vermöge der Ueberfülle des Lehrstoffes, den der Schüler blindlings und passiv in sich aufnimmt, während er vom Lehrer kritiklos und nach dogmatischem Schema überliefert wird, einer allmäligen ethischen Verflachung entgegen. Die moderne Schule entläßt keinen genügend für das Leben vorbereiteten Menschen, der Anlage zur Selbstthätigkeit und einen erstarkten ethischen Willen besitzt, sondern nervöse, energielose, unselbständige Vielwisser, die in den Stürmen des späteren Lebens wie ein Rohr im Winde schwanken. (Die in Deutschland aufgetauchte Idee der „Knabenhorte“ mit dem Zweck der Erziehung armer, aufsichtsloser, schulpflichtiger Kinder, eine Idee, die vermöge ihrer tiefen Eingriffe in das Familienleben viele Gegner aufzuweisen hat, kann als ein praktischer und wohlgemeinter Versuch zur Besserung nur mit Freuden begrüßt werden; die Idee ist jedoch gleichzeitig ein schlagender Beweis für die Rathlosigkeit der modernen Gesellschaft, die mit Palliativmitteln zu experimentiren genöthigt ist, weil sie sich scheut, von Grund aus zu reorganisiren, weil sie instinktiv davor zurückschreckt, den Grundsatz offen auszusprechen, daß die Erziehung der Kinder die Pflicht der ganzen Gesellschaft, die Pflicht des Staates sei.)

Wer die heuchlerische Moral von heute zum Gegenstand seiner Betrachtungen macht, der darf es natürlich nicht unterlassen, auch Betrachtungen über die Frauenfrage, über die moderne Ehe und Familie anzustellen. Eine kurzgedrängte Darstellung der Geschichte der Eheschließung bis zur Civilehe, die als eine bedeutsame Etappe dieser Geschichte erscheint, mag hiezu als Einleitung dienen. Der gesellschaftliche Charakter der Eheschließung charakterisirt sich hauptsächlich in zweierlei Auffassungen: Die eine dieser Auffassungen ist die, daß der Konsens, das beiderseitige Einverständniß der Ehegatten als Bedingniß einer rechtsgültigen Ehe erscheint, während die andere als unerläßliche Bedingung einer solchen den Charakter der Oeffentlichkeit erheischt. Bei den alten Römern war die beiderseitige Zustimmung der Gatten die einzige Ehebedingung; sie allein bedingte die Gültigkeit der Ehe. Die römische Volkssitte fügte dieser juristischen Auffassung jedoch den Usus der Zeugenschaft bei der Zustimmungserklärung und Fixirung der Mitgift hinzu; die feierliche Einführung der Braut in das Haus des Gatten beschloß den Akt. Der

Modus der Eheschließung bei den Juden unterscheidet sich von demjenigen der Römer dadurch, daß die Heimführung der Braut durch die Gebete der Priester „geheiligt", also quasi legalisirt wurde. Bei den alten Germanen wurde die Frau von dem Manne gekauft, nur trug die Kaufsumme mehr den Charakter einer Kaution, die der Mann der Vormundschaft seiner Frau zu erlegen hatte, und die im Falle der Beeinträchtigung der Rechte des Mündels dem Vormund in Gestalt von „Wergeldern" verfiel. Späterhin gewann diese Kaufsumme die Bedeutung eines Reservefonds, der für die Wittwenjahre der Frau bestimmt war. Der Charakter der Oeffentlichkeit war bei der germanischen Eheschließung gewahrt. Die „streitigen" Parteien hatten sich auf der „Malstätte" einzufinden, woselbst der „Fürsprecher" die Formalität der Abforderung einer gegenseitigen Zustimmungserklärung erfüllte, worauf sich Bräutigam und Vormund der Braut gegenseitige Garantien für prompte Bezahlung des Brautschatzes, resp. gehörige Auslieferung der Mitgift, zu stellen hatten. Als Urkundspersonen fungirten die beiderseitigen Verwandten. Die germanische Eheschließung erscheint mithin gewissermaßen als Prototyp der modernen Civilehe, nur mit dem Unterschiede, daß bei der ersteren die gegenseitige Zustimmung der Brautleute rechtlich entschied, während alle übrigen Formalitäten anläßlich des Ehekontrakts usuell, nicht aber nothwendig waren. Die christliche Kirche hat an diesen Verhältnissen anfänglich nichts geändert, um so weniger, als sich im neuen Testament nirgends eine Stelle vorfand, welche die kirchliche Trauung als „göttliches Gebot" betonte. Man begnügte sich anfänglich damit, nach erfolgter Eheschließung den „Segen" der Kirche zu erbitten, wie man ihn auch bei anderen wichtigen Anlässen im Leben sich erbat. Die Antheilnahme der Kirche an den Feierlichkeiten der Eheschließung war anfänglich nur eine allgemeine, und entbehrte der speziellen Bezugnahme auf die neugeschlossene Ehe selbst. Bis zum Konzil von Trient hatte die Kirche legaliter nur mit der Einsegnung der bereits geschlossenen Ehe zu thun, wenn sich auch usuell die kirchliche Trauung bis zu diesem Zeitpunkt schon eingeschlichen haben mochte; die Gültigkeit einer Ehe war jedoch von der Einmischung der Kirche unabhängig. Das Jülich'sche Landrecht schreibt noch im 14. Jahrhundert für die Eheschließung eines Ritters nichts weiter vor, als daß Mann und Frau „offenbairlich" durch einen Laien zusammengegeben werden sollten, wodurch die Verbindung auch ohne kirchlichen Segen für legitim galt. Die Sitte, eine abgeschlossene Ehe kirchlich einsegnen zu lassen, entstand erst zu Beginn des 12. Jahrhunderts und bürgerte sich vornehmlich in den „höheren" Ständen ein. Im 15. Jahrhundert sehen wir diese Sitte allgemein herrschen; gleichzeitig sieht man, daß der Priester die Funktionen des altgermanischen „Fürsprechers" übernommen hat. Das Konzil von Trient thut dann den

entscheidenden Schritt und erklärt die Gültigkeit einer Ehe abhängig von der kirchlichen Trauung. Von diesem Zeitpunkt an gehört Alles, was auf die Ehe Bezug hat, vor das Forum der Kirche. Die Ehe wird für ein „Sakrament“ erklärt und kann nur noch nach dreimaligem Aufgebot seitens eines Priesters abgeschlossen werden. Die Kirche bemächtigt sich des Eherechts und übt dadurch einen gewaltigen Einfluß auf die Familie aus. Kompetenzstreitigkeiten zwischen Staat und Kirche gehören von nun an zu den Alltäglichkeiten, indem fast alle katholischen Regierungen sich gegen das trientinische Ehegesetz auflehnen und die Eheschließung als einen bürgerlichen Akt bezeichnet wissen wollen, der nur einer kirchlichen Weihe bedarf. Z. B. erklärt Kaiser Joseph II. in seinem Ehepatent von 1783 die „Ehe an sich selbst als einen bürgerlichen Vertrag, der als solcher in die Kompetenz des Staats gehöre, während der Kirche das Sakrament gebühre.“ Die Reformation griff auf den status quo ante zurück und verleugnete den sakramentalen Charakter der Ehe. In seinen Tischreden sagt Luther: „Ehesachen gehen die Gewissen nichts an, sondern gehören vor die weltliche Obrigkeit; drum schlage sich von Euch keiner drein, die Obrigkeit befehle es denn,“ und an einer anderen Stelle: „Die Ehe gehet die Kirche nichts an, ist außer derselben, ein zeitlich-weltlich Ding, drum gehöret sie für die Obrigkeit.“ Gegen Schluß des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts wird die kirchliche Trauung in den evangelischen Staaten Deutschlands nichtsdestoweniger für absolut erforderlich erklärt, wobei der Geistliche gewissermaßen als Handlanger des Staats erscheint. Bei den ewigen Streitigkeiten zwischen Staat und Kirche, hauptsächlich verursacht durch die gemischten Ehen und die Dissidenten-Gemeinden, war die Einführung der Civilehe nur noch eine Frage der Zeit. Zuerst sehen wir dieselbe in den Staaten Holland und Westfriesland (1580), sodann in England unter der Regierung Cromwell's (1653) eingeführt. In Frankreich, wo schon seit dem 17. Jahrhundert zwischen Sakrament und Ehekontrakt unterschieden und den Parlamenten der obersten Gerichtshöfe die Gerichtsbarkeit in Ehekonflikten zuertheilt worden war, erklärte die Revolution (1791) die Ehe für einen bürgerlichen Kontrakt, worauf im Jahre 1792 durch ein spezielles Gesetz die Civilehe obligatorisch eingeführt und 1793 vom Papst anerkannt wurde. Bei Abschluß des Konkordats ((1801) wurde die Civilehe in die „organischen Artikel“ aufgenommen, um im Jahre 1803 auch im „code civil“ Aufnahme zu finden. Selbst die Restaurations-Epoche hat die Civilehe, trotz wiederholter Petitionen der Geistlichkeit, nicht anzutasten gewagt, so wenig, als sie die Bestimmung aufzuheben vermochte, nach welcher die kirchliche Trauung nicht vor dem bürgerlichen Akt stattfinden durfte. In Deutschland nahm die Frankfurter Nationalversammlung (1848) in die „Grundrechte“ folgende auf di[illegible] bezügliche

Sätze auf: „Niemand soll zu einer kirchlichen Handlung oder Feierlichkeit gezwungen werden. Die bürgerliche Gültigkeit der Ehe ist nur von der Vollziehung des Civilaktes abhängig; die kirchliche Trauung kann erst nach der Vollziehung des Civilaktes stattfinden." Im Jahre 1851 annullirte der restaurirte Bundestag die „Grundrechte" mitsammt der Civilehe; nichtsdestoweniger wird dieselbe vom Jahre 1870 bis 76 in allen Staaten Deutschlands successive als die gesetzliche Ehe eingeführt. Das nächste Stadium in der Geschichte der Ehe wird aller Voraussicht nach in der Abschaffung auch des Civilstandsamtes als Vollstreckerin des Akts der Eheschließung, und in der Etablirung eines freieren Verhältnisses bestehen. Daß diesem freieren Verhältniß durchaus kein neuer Begriff zu Grunde liegt, ist leicht ersichtlich; es wird dasselbe in Uebereinstimmung mit dem Usus des Alterthums nichts weiter zu bedeuten haben, als ein Verhältniß, welches von zwei Personen verschiedenen Geschlechts aus freier Entschließung und mit beiderseitiger Zustimmung geschlossen, und ohne die zudringliche Einmischung des Staates je nach Wunsch der Contrahenten gelöst wird. Für die Folgen solcher Verbindungen, d. h. die aus den Folgen derselben resultirende Fortpflanzung der Race, wird eine individuelle Haftbarkeit dann nicht vorzuliegen haben, da die Gesellschaft in ihrem eigenen Interesse zu geeigneter Zeit ihre Besitzrechte an jedem jungen Weltbürger mit aller Entschiedenheit geltend machen wird. — Wenden wir uns nun nach dieser flüchtigen Skizzirung der Geschichte der Eheschließung dem Institut der modernen Ehe zu.

Der Verfasser bezweifelt es, daß ihm ernstlich widersprochen werden wird, wenn er die These aufstellt, daß die Ehen der tonangebenden heutigen Gesellschaft fast ausschließlich aus Konvenienzrücksichten geschlossen werden, und daß sie darum, weit davon entfernt, ein „heiliges" Institut genannt werden zu dürfen, den Charakter rein-geschäftlicher Transaktionen zu tragen pflegen. Für den Mittelstand gilt, wenn auch mit gewissen Beschränkungen, derselbe Grundsatz, und eigentlich ist es heutzutage nur noch das Proletariat, in welchem Ehen aus wirklicher Geschlechtsliebe, d. h. ohne Spekulation auf Erweiterung des Besitzes geschlossen werden. Eine solche Spekulation ließe sich überhaupt nicht denken, da „der proletarische Besitz" bekanntermaßen ein imaginärer Faktor ist. Dieser Umstand ist auf das Verhältniß der Geschlechter zu einander unzweifelhaft von veredelnder Wirkung; der Besitz, dessen Bewahrung in den Händen des Mannes die Veranlassung zur Entwicklung der Einzelehe, mithin zu der Herrschaft des Mannes über die Frau, gegeben hat, der, nachdem er aufgehört hatte, ein kommunaler zu sein, überhaupt von nachtheiliger Wirkung nicht blos auf das öffentliche, sondern auch auf das Familienleben gewesen ist, — der Besitz spielt gar keine Rolle im modernen Proletariat, weder als Spekulationsobjekt, noch als Zankapfel. Die Frau

des Arbeiters wird von ihrem Gatten meist überhaupt nicht mehr ernährt, seitdem der Kapitalismus zu der „Einsicht“ gekommen ist, daß die Frauen- und Kinderarbeit ein ausgezeichnetes Mittel zur Herabdrückung der Männerlöhne ist; die Arbeiterfrau ist heute meist die Miternährerin der Familie, sie ist daher dem Manne nicht untergeordnet, sondern koordinirt, sie ist ihm ebenbürtig, sie ist gleichberechtigt mit dem Manne. Diese Gestaltung der Dinge ist sehr dazu angethan, die konzessionirte Monogamie im Arbeiterstande allmälig überhaupt zu beseitigen, und dabei gleichzeitig regenerirend auf die ganze Gesellschaft zu wirken, in welcher die Konvenienzehe zur stehenden Institution, und die Frau zur willenlosen Spielpuppe geworden ist. Das führt den Verfasser direkt auf das heikle Gebiet der Frauenemanzipation, das vermöge tiefwurzelnder gesellschaftlicher Vorurtheile selbst von den freisinnigsten Schriftstellern mit einer gewissen Schüchternheit betreten zu werden pflegt.

Bekanntlich ist die soziale und politische Entrechtung der Frau nicht, wie soviele andere Uebelstände unserer modernen Gesellschaft, ein Produkt der neueren Zeit, sondern vielmehr ein schmachvolles Ueberbleibsel aus alten barbarischen Zeiten, aus den Zeiten, da die Frau nicht blos wie heute die Spielpuppe oder Dienstmagd des Mannes, nein, wo sie seine Leibeigene, seine Sklavin war. Bei unseren Vorfahren, den alten Germanen, kaufte der Mann sich seine Frau; es war ein einfaches Geschäft, ohne allen kirchlichen Firlefanz; bei den Orientalen spielt die Frau noch heute mehr oder weniger die Rolle einer Sklavin. Selbst das Christenthum emanzipirt sich nicht von der barbarischen Tradition und schreibt der Frau vor, daß sie die Unterthanin des Mannes sein solle. — Außer dem allgemeinen gesetzlichen Schutz, den der moderne Staat der Frau angedeihen läßt, besitzt dieselbe nicht die mindesten politischen Rechte; nur in einigen Theilen der Vereinigten Staaten von Nordamerika hat sie das Stimmrecht in untergeordneten Wahlen, so z. B. in Boston (Massachusetts) in den Schulwahlen. Das sind Thatsachen, die Niemand leugnet, an die sich aber die Gesellschaft durch die Macht der Tradition so sehr gewöhnt hat, daß sie sie für selbstverständlich erachtet und Jeden, der anders urtheilt, schlechtweg einen Narren nennt. Anders aber steht es mit der ökonomischen Lage der Frau in der modernen Gesellschaft; darin zeigen selbst die Spießbürger ein etwas größeres Verständniß, darin dämmert selbst dem Staat die Erkenntniß auf, daß etwas geschehen müsse, um den Uebelständen abzuhelfen. Es gibt Gesellschaften, z. B. in Berlin, deren Zweck es ist, neue Verdienstquellen und Berufssphären für die Frauen und Mädchen ausfindig zu machen, da ihnen die bisherigen durch den Großbetrieb und verschiedene Neuerungen im Maschinenwesen mehr oder weniger verschlossen sind. — Wir finden die Frauen heute in den mannigfachsten Berufssphären, die früher die alleinige

Domäne der Männer waren, wir finden sie in den meisten Fabriken, und wir finden sie gleichzeitig in der eigenthümlichsten, peinlichsten Lage von der Welt, in einer Lage, in die sie durch den modernen Industrialismus hineingezwängt worden sind: wir finden sie als Konkurrentinnen, als Mitbewerberinnen und Unterbieterinnen der Männerarbeit. Wenden wir uns England zu. Daselbst spielt die Frauenarbeit in den verschiedensten Branchen eine sehr bedeutende Rolle. Ein Bericht der „Times" gibt darüber interessante Aufschlüsse. Dem Census von 1881 zufolge gab es zur Zeit in England und Wales 3,883,000 verheirathete und andere Frauen, die lediglich der Pflege ihres Haushaltes oblagen, während 338,000 Frauen ihren Männern oder den Männern in verschiedenen Beschäftigungen Konkurrenz machten, und 32,000 Frauen, Töchter u. s. w. von Gutspächtern in der Klasse der landwirthschaftlichen Arbeiter figurirten. Abgesehen von diesen Kategorien weiblicher Arbeiter ist während der letzten zehn Jahre die Zahl der in den verschiedenen Industriezweigen beschäftigten Frauen und Mädchen beträchtlich gewachsen, während gleichzeitig neue Klassen weiblicher Arbeiter geschaffen worden sind. Im Staatsdienst gibt es jetzt 3216 weibliche Beamte, während die Munizipal- und anderen Ortsbeamten 3017 Beschäftigung gewähren. 1660 Frauen wirken als Missionäre, Bibelleser und Wanderprediger, und 3795 figuriren als Nonnen und barmherzige Schwestern. Ferner gibt es 100 weibliche Advokatengehilfen, 2646 Hebammen und 35,175 Krankenpflegerinnen, Hospitalwärterinnen u. s. w. Als Erzieher der Jugend sind 94,222 Frauen thätig, während 13,605 als Lehrerinnen an höheren Töchterschulen wirken. Weiblicher Musiker und Musiklehrer gibt es 11,376, Kellnerinnen und Hotelmägde 26,487, und Hausdienstboten 1,230,606. In Hospitälern und öffentlichen Anstalten sind 11,528 Frauen beschäftigt; in Waschanstalten und Bädern 176,670 und als Scheuerfrauen 92,474. Ferner sind nicht weniger als 5989 Frauen und Mädchen im Handelsfache thätig, 171 als Weichensteller und 4179 als Magaziniers. Im Telegraphen- und Telephondienst sind 2228 Frauen angestellt. 20,614 Frauen sind Farmer und Viehmäster, und 40,346 verrichten landwirthschaftliche Arbeiten aller Art. 10,592 Frauen — eine Zahl, die sogar die der Männer übersteigt — arbeiten in Buchbindereien, 1233 in Spielwaarenfabriken und diversen Geschäften, 2674 in Nadelfabriken und 2503 in Stahlfederfabriken. 1388 Frauen arbeiten in verschiedenen Zweigen des Baugewerks, während 2035 in Sattlereien und Peitschenfabriken arbeiten. Künstliche Blumen-Fabriken beschäftigen 4461 Frauen und Mädchen, Zündholzfabriken 1887 und Cigarrenfabriken 8578. Gegen 33,000 Frauen halten Logirhäuser; 12,729 sind in Hotels und Schenkwirthschaften bedienstet. 3728 liegen der Fabrikation von Bier und Obstwein ob. Auch gibt es 7633 weibliche Bäcker, 13,651 Pastetenbäcker, 6855 Grünzeughändler und 26,422

Gewürzkrämer. Die Zahlen der Prostitution finden sich in diesem Census leider nicht verzeichnet, sind aber jedenfalls sehr bedeutend.

In Frankreich, woselbst die Frauen- und Kinderarbeit erst recht zu Hause ist, fordert der Moloch der Großindustrie verhältnißmäßig ungleich mehr Opfer. Im Jahre 1883 fand man bei der Inspektion von 47,617 Manufakturen, Fabriken, Werkstätten, Bergwerken u. s. w., daß in denselben 213,101 Kinder und Frauen exploitirt wurden. Da es nun nach der Enquête von 1851—65 113,357 industrielle Betriebe in Frankreich gibt, so ist als sicher anzunehmen, daß in Frankreich mehr als eine halbe Million derartiger Arbeiter dem Kapitalismus Frohndienste leistet. Und unter den 213,101 Rekruten der Arbeit befinden sich 4234 Kinder, die noch nicht einmal 12 Jahre alt sind. Doch das ist nach der Moral von heute ja eigentlich ein „Glück“, da es auf die Kinder armer Leute doch nur „schädlich“ wirkt, wenn sie, anstatt sich in den Fabriken zu Schande arbeiten zu müssen, eine tüchtige Schulbildung erhalten. (Da die Wahl der Fabrikinspektoren in Frankreich, gerade wie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, nicht aus der Mitte der Arbeiter erfolgt, so ist von dieser Seite natürlich eine Besserung der Verhältnisse nicht zu hoffen.) — Das Bestreben der modernen Gesellschaft, die Bildung als etwas für die ärmere Volksklasse Schädliches hinzustellen, erinnert den Verfasser lebhaft an die Verse in Heine's „Atta Troll“, die eine unvergleichliche Persiflage auf die Heuchelei des Vorurtheils enthalten, das sich an der Unterdrückung Anderer nicht genügen läßt, sondern sogar noch ein Verdienst darin erblickt wissen will:

„Ja sogar die Juden sollen
Volles Bürgerrecht genießen,
Und gesetzlich gleichgestellt sein
Allen andern Säugethieren.

Nur das Tanzen auf den Märkten
Sei den Juden nicht gestattet;
Dies Amendement, ich mach' es
Im Intresse meiner Kunst.

Denn der Sinn für Styl, für strenge
Plastik der Bewegung, fehlt
Jener Race, sie verdürben
Den Geschmack des Publikums.“

Auch in den Vereinigten Staaten finden wir die Frauenarbeit in höchster Blüthe. Wer, der die großen Städte Amerika's kennen zu lernen Gelegenheit hatte, hat sie nicht Abends heerdenweise aus den Fabriken herausströmen sehen, die abgemagerten, abgezehrten Gestalten der Frauen

und Mädchen, mit den bleichen Gesichtern, den eingefallenen Wangen, hohläugig und mit den Anzeichen der schleichenden Schwindsucht. Ueberall findet man sie dort: in den Seidenwebereien, den Cigarrenfabriken, den Schneiderwerkstätten, — kurz überall, wo billige Arbeit den Lohn herabzudrücken bestimmt ist. So sehen wir die Frauen sich quälen und plagen, wie die Männer, so sehen wir sie unter den herrschenden Uebelständen leiden, wie diese, nur daß sie zu alledem noch schlechter bezahlt und politisch entrechtet sind.

Zwar erzählen uns amerikanische Statistiker mit breitem Behagen, daß die Kleidermacherinnen (in Amerika) 12 bis 15 Dollars, die Hemdenmacherinnen 10, die „Type makers“ 10 bis 12, die Schuhnäherinnen 14 bis 15 Dollars wöchentlichen Lohn erhalten. Nach diesen Angaben allerdings müßten die weiblichen Arbeiter in Amerika mindestens zum Theil komfortabel gestellt sein. Aber prüft man den Modus dieser statistischen Berechnungen, so entdeckt man sofort, daß dabei nur die Aussagen der Arbeitgeber in Betracht kommen. Die Arbeiterinnen werden entweder gar nicht gefragt, oder aber, wenn sie gefragt werden, so sagen sie wissentlich die Unwahrheit. Die Mehrzahl dieser Herren Statistiker nimmt sich nicht die Mühe, zu konstatiren, daß von 20 solcher Arbeiterinnen durchschnittlich 17 noch nicht einmal einen Dollar pro Tag verdienen, und daß sie wohl zwei bis drei Monate im Jahr durch Krankheit, oder in Folge von Geschäftsstockungen an der Arbeit verhindert sind, wodurch der Lohnsatz natürlich noch mehr herabgesetzt wird. Als ein drastischer Beleg dafür, wie niedrig sich die Frauenlöhne selbst in Amerika, diesem angeblichen Arbeiter-Eldorado, beziffern, möge nachfolgende Notiz dienen, die der Verfasser einer kapitalistischen Zeitung, dem „New York Herald“ (vom 15. Dezember 1884) entnommen hat: „It is well to have such a pitiful story as that of the shirtmakers, printed in yesterday's „Herald“ and of which further facts are printed to-day, brought before the public. It would be better could a remedy for such a condition of affairs be at once applied. We prate of the dignity of labor in this country, and of its manifold advantages. Yet at our very door a family works day and night making shirts at thirty cents a dozen! They had bodies to take care of on this pittance, and souls too. We treat our horses better than that, for they are given enough. Yet there is no reason to believe that this case is a very exceptional one. There is „pauper labor“ in this country, and this family is of it.“

Von den weiblichen Arbeitern in Berlin erzielen weniger als M. 10 wöchentlich: die Polirerinnen in Neusilber-Fabriken M. 5, die Arbeiterinnen in Neusilber-Fabriken M. 8, die Klempner-Arbeiterinnen M. 6, die Arbeiterinnen in Fabriken für Nähmaschinentheile, in Seidenwaaren-

fabriken und in Wollstoff-Fabriken M. 9 resp. M. 8 resp. M. 8. 50, Spulerinnen bei Webern M. 7. 50, Arbeiterinnen in Teppichwebereien M. 8, in Appretur-Anstalten M. 8 resp. M. 9, in Tuchscheerereien M. 8, in Strumpfwirkereien M. 6, bei Posamentirern M. 8, in Strickgarn-Fabriken M. 9, in Buntpapier-Fabriken M. 9, Vergolderinnen bei Buchbindern M. 9, Album-Arbeiterinnen M. 8, Leder-Arbeiterinnen M. 7 und zahlreiche andere Arbeiterinnen. Bemerkt zu werden verdient, daß von diesen geringbezahlten Arbeiterinnen die meisten qualifizirte Arbeiterinnen sind und somit für ihre Thätigkeit eine bestimmte Vorbildung erlangt haben müssen.

Als weitere Illustration für die traurige Lage weiblicher Lohnarbeiter in der Metropole Deutschlands möge folgende, einem wohlunterrichteten und zuverlässigen Blatte entnommene Notiz dienen: „Wie traurig viele Arbeiterfamilien gestellt sind und wie kümmerlich sie sich in dieser schweren Zeit trotz aller Sozialreform und trotz des jetzt Mode gewordenen „praktischen Christenthums" durchschlagen müssen, geht daraus hervor, daß nicht nur in Berlin, sondern auch in der Provinz der Verdienst sehr vieler Arbeiter nicht mehr wie 10 M. 50 Pf. bis 11 M. pro Woche beträgt. Hiervon muß für Miethe, Kranken-, Sterbe- und sonstige Hülfskassen so viel bezahlt werden, daß für Frau und Kinder täglich nur 1 M. 10 Pf. bis 1 M. 40 Pf. verbleiben. Dafür soll Kleidung, Heizung für den Winter und die tägliche Nahrung beschafft werden. Die Frau ist oftmals verhindert an der Mitarbeit wegen ihres jüngsten Kindes, arbeitet sie aber trotzdem, so geschieht dies auf Kosten der Familie, auf Kosten der Kindererziehung, die unter solchen Umständen gänzlich vernachlässigt werden muß. Entsetzlich schlecht wird die Frauenarbeit bezahlt. Folgendes Beispiel spricht für sich selbst. Eine Filzschuhnäherin kann, vorausgesetzt, daß sie von früh vier bis Abends zehn Uhr mit Hülfe ihrer zwölfjährigen Tochter die ganze Woche hindurch arbeitet und noch den Sonntag zur Hülfe nimmt, in dieser entsetzlich langen Arbeitszeit 144 Paar Filzschuhe fabriziren. Als Lohn hierfür erhält sie 8 M. 40 Pf., also für ein Paar $5^5/_6$ Pf. Und wie ernährt sich die fleißige Arbeiterin mit ihren drei Kindern hiervon, wie fängt sie es an, damit auszukommen? Sie erzählt darüber Folgendes: Früh genieße sie und ihre Kinder die Mehlsuppe, die vom Abend übrig geblieben ist, zum zweiten Frühstück ein Stück trockenes Brod, zu Mittag lasse sie, um keine Zeit zu verlieren, durch ihre Tochter eine Portion zu 15 Pf. aus der Volksküche holen, zur Vesper gebe es einen Bissen Brod und Abends eine Mehlsuppe. Bei dieser Lebensweise koste ihr die Woche für vier Personen 5 M.; 2 M. müsse sie jede Woche für Miethe zurücklegen, bleiben 1 M. 40 Pf., wovon vier Personen zu bekleiden sind. (!) Was sagen unsere „praktischen" Christen hierzu? Ein gut dotirter Hofprediger, ein hinterpommer'scher Krautjunker,

dem bei der Geburt schon die Revenuen eines Rittergutes mit in die Wiege gelegt worden sind, die Börsenbarone, die sich jüngst zusammengethan haben, um „ihre Interessen“ nachdrücklich zu wahren, — die haben gut reden über die Vagabundenfrage, über die „zunehmende Verrohung“ der Arbeiterbevölkerung. Verlangt man aber statt der schönen Phrasen, die ja so billig sind, werkthätige Hülfe, dann sind die Herren nicht zu sprechen!“ —

In der Regel gilt also wohl der Grundsatz, daß die Frauenarbeit nur halb so gut, oder vielmehr noch einmal so schlecht bezahlt wird, als die entsprechende Männerarbeit. Das gilt beispielsweise für die Verkäuferinnen, welche doch mindestens so fähig, vielleicht sogar gewandter sind, als ihre männlichen Kollegen. In Frankreich sehen wir Frauen namentlich in den Banken beschäftigt, als Buchhalterinnen u. s. w.; dieselben beziehen kaum die Hälfte des Lohnes der Männer in entsprechender Berufssphäre. Dasselbe wird über die weiblichen Post- und Telegraphen-Beamten in Deutschland berichtet, deren Verwendbarkeit doch eine bedeutende sein soll. Die Erklärung, daß die Frauen sich in größerer Anzahl um derartige Stellen bewerben, und daß dadurch die Löhne herabgesetzt werden, ist durchaus unrichtig. Der Verfasser glaubt überhaupt nicht, daß eine andere Frauenarbeit die Männerlöhne herabzudrücken im Stande ist, als diejenige der großen Zahl unglücklicher, ökonomisch versklavter Proletarierinnen. Ehrliche Naturen unter den Frauen greifen aus Noth immer noch lieber zur billigsten Arbeit, als zur geschlechtlichen Prostitution.

„Ja,“ sagen die Gegner der Frauenemanzipation, d. h. diejenigen, die nicht wissen, was sie bedeutet, „was soll denn eigentlich geschehen? Wer soll die Kinder erziehen, das Essen kochen, die Wäsche waschen, die Strümpfe stricken u. s. w., wenn die Frauen auch noch Politik treiben wollen?“ Dieser spießbürgerliche Frager ist eben solch' ein Narr, wie derjenige Anhänger der Frauenemanzipation, der sich der eiteln Hoffnung hingiebt, daß die Frauenfrage durch industrielle Nutzbarmachung des weiblichen Geschlechts gelöst werden könnte. Es mangelt solchen Leuten das Verständniß für die eigentlichen Ziele der Frauenemanzipation. Es handelt sich nämlich, und das wird von den Wenigsten eingesehen, nicht darum, das Weib, sondern vielmehr darum, *im Weibe den Menschen zu emanzipiren*. In diesem Lichte betrachtet ist nach Heinzen die Deutung so vieler Männer, als wolle man das Weib in eine nicht weibliche Sphäre einführen, vollkommen hinfällig. Die Befreiung des Menschen im Weibe bedeutet eben nicht mehr und nicht minder, als die Einsetzung desselben in die allgemeinen Menschenrechte, deren es heute zum weitaus größten Theil beraubt ist, und die ihm doch Niemand mit haltbaren Gründen bestreiten kann, es sei denn, er proklamire die Men-

schenrechte getrennt als männliche und weibliche. Der innere Widerspruch, die haarsträubende Unlogik der Einwürfe solcher Feinde der Frauenemanzipation sind so eclatant, daß man wirklich erstaunen muß, nicht nur von Seiten der Spießbürger das alte, einfältige Geschwätz von der Unweiblichkeit der Emanzipationsbestrebungen der Frauen immer und immer wieder zu hören. (Selbst die deutsche Sozialdemokratie, die ja im Allgemeinen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt, nimmt keine entschiedene Haltung in Bezug auf die Frauenfrage ein und drückt sich in ihrem Programm um diese Frage, wie die Katze um den heißen Brei.) Die irrthümlichen Ansichten, die über die Bedeutung der Ehe im Schwange sind, tragen noch das Ihrige zu der vollkommenen Verwirrung dieser Frage in vielen Kreisen bei. Der Umstand, daß die Frau die Gebärerin, und in der ersten Epoche des Kindesalters auch die individuelle Ernährerin des Kindes ist, weist ihr von Rechts wegen durchaus keine separate, oder gar untergeordnete soziale Stellung an, und hat ihr eine solche im ursprünglichen Stammesleben der Menschen, sowie in der späteren Gentilverfassung, auch niemals angewiesen. Die bornirte Anschauung, als wäre es ausschließlich, oder doch nur vorwiegend der Selbstzweck des Weibes, zu lieben, zu leiden, zu entsagen, oder eine Kinderbrüthenne zu werden, — diese mystische, durch den Marienkultus genährte, durchaus alberne Auffassung, die das Weib zur Puppe, zur Dienstmagd, ja zur Prostituirten herabwürdigt, ist selbstverständlich ein gefundenes Fressen für die weichliche, sinnlich verbuhlte Männerwelt, ein Ruin aber für die menschliche Individualität des Weibes. Das liebende, leidende, dabei aber immer noch verbuhlte Gretchen, welches in seinem winzigen Gehirnchen nichts weiter zu beherbergen weiß, als seinen lieben Gott und seinen lieben Heinrich, oder vielmehr seinen lieben Heinrich, und dann erst seinen lieben Gott, dieses miserable, verzottelte Ideal der Weiblichkeit, mag der korrupten Denkweise der modernen Gesellschaft entsprechen, — das Ideal des weiblichen Menschen der Zukunft ist jedoch die selbständig denkende und handelnde Frau, ein Weib, das höhere Interessen kennt, als das Ehebett, den Kaffeeklatsch, den Strickstrumpf und seinen lieben Heinrich, ein Weib, „ausgestattet mit allen Menschenrechten, mit der Möglichkeit der Ausbildung zu Allem, wozu Neigung und Beruf treibt, fähig, das Glück nach eigener Einsicht und eigenem Willen zu erstreben," kurzum ein vollkommen gleichberechtigter Mensch. —

Es läßt sich nicht leicht etwas Verächtlicheres denken, als ein Jammerbild von Mann, das aus keinem anderen Grund auf die Freie geht, als um die Befriedigung thierischer Gelüste auf die Dauer und möglichst billig zu beschaffen, und sich dabei eine Dienstmagd zur Lebensgefährtin zu machen, welche keinen anderen Zweck hat, als das Kochen, Putzen, Kinderkriegen, Kinderwaschen, Stiefelputzen, Strümpfestricken u. s. w. zu

besorgen. Das sind die Durchschnitts-Ehen des sog. Mittelstandes. Diejenigen der „höheren" Klassen sind nun, wie bereits früher angedeutet, erst recht das Gegenstück von Moral. Die Mutter ist da gewöhnlich die Kupplerin, der Vater der Geldspekulant, der Bräutigam ist Nebensache, und „die Braut im Myrthenkranz" gemeiniglich das Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird. Die Ehen der „höheren" Stände sind somit in der Regel nichts weiter, als ein Geldgeschäft, vermittelt durch legalisirte Prostitution (euphemistisch ausgedrückt: Konvenienz-Verbindung); mit dem kirchlichen Segen, oder dem Kontrakt des Civilstandesamts wird das Geschäft besiegelt, und es fragt sich nur, ob bei einer geschlechtlichen Verbindung, die nicht durch Liebe, sondern geschäftliche Berechnung diktirt wurde, es nicht auch die Nummer der Sittenpolizei thäte. — Und diese Frauen, — zu ihrer Schande sei es gesagt, — die trotz ihrer eigenen legalisirten Entsittlichung das härteste Urtheil über das meist unfreiwillige Laster ihrer geächteten Schwestern zu fällen pflegen, sie empfinden es oft nicht einmal, wie sehr sie in der heutigen Gesellschaft selbst entwürdigt werden! —

So zwingt man die Frauen, unter den sozialen Mißverhältnissen mitzuleiden, so nöthigt man sie, sich für die Sünden der *ganzen* Gesellschaft mitbestrafen zu lassen, ohne daß man ihnen verstattet, an der Beseitigung der Uebelstände mitzuarbeiten, oder sich auch nur derart auszubilden, daß sie sich zu dieser Aufgabe qualifizirten. Es ist daher sehr unwahrscheinlich, daß die bestehenden sozialen Uebelstände jemals vollkommen beseitigt werden können, ohne daß die Frauen vorher in alle ihre *ursprünglichen* gesellschaftlichen Rechte wieder eingesetzt worden sind. Wenn der Wirkungskreis des Weibes über die Schwelle der Kinderstube hinaus erweitert, und ihm die Stimme in der Verwaltung des Staats- und Gesellschaftskörpers *wieder* eingeräumt ist, dann ist auch 100 gegen 1 zu wetten, daß weniger Fehler begangen werden, *schon weil sich dann mehr als doppelt so viel gleich interessirter und gleich gebildeter Menschen an der Erledigung aller schwebenden Fragen betheiligen würden.* Alle die etwaigen kleinlichen, niedrigen Züge des weiblichen Charakters würden dann schwinden, und die despotische Selbstüberhebung und Anmaßung der Männer ebenfalls keinen Raum mehr finden. An Stelle der heutigen beschränkten Auffassungsweise so vieler Frauen, hervorgerufen durch gewaltsame Beschränkung ihrer Rechte, zumal des Rechtes der wissenschaftlichen Durchbildung, würde dann ein weiterer Gesichtskreis treten; die Frauen, welche heute ihrer wichtigsten Menschenrechte beraubt sind und darum naturgemäß nur mit der größten Mühe für die Antheilnahme am öffentlichen Leben und Wirken gewonnen werden können, sie würden dann die eifrigsten und vielleicht auch die erfolgreichsten Vorkämpfer des

menschlichen Fortschritts werden, ebenso sehr, als sie heute unbewußter und unverschuldeter Weise ein wesentlicher Faktor der Hemmung desselben sind. —

Wem die vorhergehende Kritik des Instituts der modernen Ehe ungerecht oder zu düster gefärbt erscheinen sollte, der sei hier daran erinnert, daß Jean Jacques Rousseau zu einer ganz ähnlichen Kritik gelangt ist, und zwar zu einer Zeit, in der die sozialen Uebelstände noch lange nicht so deutlich hervortraten, als heute. In seiner „Neuen Heloise" legt er „Mylord Eduard" in einem Briefe an „Klara" folgende Sätze in den Mund, die keinen Zweifel über die Meinung des Verfassers zulassen: „Ist nicht das eheliche Band ebenso wohl das freieste, wie das heiligste aller Bande? In meinen Augen sind alle Gesetze, welche ihm Hemmnisse bereiten, ungerecht, und alle Väter, welche es zu knüpfen oder zu lösen wagen, Tyrannen." Und an einer anderen Stelle desselben Briefes: „Es giebt Länder, wo man sich so wenig an die Gesetze der Natur und des Herzens bindet, und alle Verheirathungen so vollständig von Stand und Vermögen abhängig macht, daß der Mangel des letzteren genügt, um die glücklichsten Verbindungen zu hindern oder wieder aufzulösen, ohne Rücksicht auf die verlorene Ehre der unglücklichen Mädchen, welche diesen verabscheuungswürdigen Vorurtheilen täglich zum Opfer fallen. Ich habe bei dem Parlamente von Paris den Verhandlungen in einem berühmten Prozesse beigewohnt, in welchem die Standesehre (heutzutage ist es der Geldsack) öffentlich und ohne alle Scheu gegen Ehrbarkeit, gegen eheliche Pflicht und Treue zu Felde zog, und in dessen Verlauf der unwürdige Vater, der seinen Prozeß gewann, nicht Anstand nahm, seinen Sohn zu enterben, lediglich weil er sich weigerte, ein ehrloser Mensch zu sein. Es läßt sich gar nicht sagen, in wie hohem Grade die Frauen in diesem so galanten Lande von den Gesetzen tyrannisirt werden. Darf man dann erstaunen, daß sie sich dafür so grausam durch ihre Sitten rächen?" Zu welchen Schlüssen wäre Rousseau erst gelangt, wenn er in der Gegenwart gelebt hätte, in welcher die spekulative Konvenienz-Ehe eine stehende Institution geworden ist?

Die Frauenemanzipation, zumal die Emanzipation von der abhängigen ökonomischen Lage, steht selbstverständlich im innigsten Zusammenhange mit der Lohnarbeiterfrage. Ist diese gelöst, so sind auch die Frauen im besten Sinne des Wortes emanzipirt. Heute tragen sie, indem sie den Industriezwecken nutzbar gemacht werden, nur zur Verschlechterung der allgemeinen ökonomischen Verhältnisse bei. Der Sozialdemokrat Dietzgen sagt sehr richtig: „Die Civilisation hat bereits soziale Kräfte nutzbar gemacht und ist noch täglich daran, durch Maschinen, Erfindungen, Entdeckungen, Anhäufung von Kapitalien, Cooperation, Thei-

lung der Arbeit und wie die Mittel alle heißen, so daß überall, wo ein Brodkrümchen winkt, die Männer in langen Reihen und mit offenen Mäulern Queue machen; weil sich aber derart der Hunger nicht stillen läßt, ruft man die Frauen zur Hülfe, — um die Reihe noch länger zu machen.“ Einige Industriezweige in Amerika, z. B. die Seidenweberei im Staat New Jersey, sind durch die Frauen- und Kinderarbeit, soweit die Lage der Arbeiter in Betracht kommt, fast vollkommen ruinirt worden; in dem bezeichneten Industriezweige hat die Ablösung der Handwebstühle durch Dampfwebemaschinen das Ihrige dazu beigetragen, und heute sieht sich der männliche Seidenarbeiter im Staat New Jersey um die Hälfte seines früheren Lohnsatzes verkürzt. Vice versa leidet unter der durch die Konkurrenz der Frauenarbeit mitverursachten Verschlechterung der ökonomischen Lage der Arbeiter auch die Frau und die Familie. Wer dabei allein profitirt, ist kein Anderer, als der Kapitalist, der als echter Blutsauger in der Frauen- und Kinderarbeit ein treffliches Mittel entdeckt hat, sich an einer immer größeren Quantität unbezahlter Arbeit zu bereichern. — Das Bestreben, neue industrielle Berufszweige für die Frauen ausfindig zu machen, ist nichts weiter, als ein überzeugender Beweis für die totale Rathlosigkeit der Bourgeois-Oekonomie. Die Herren möchten gern Abhülfe schaffen, ohne sich selbst in's Fleisch zu schneiden; sie möchten den Pelz gern waschen, ohne ihn naß zu machen, vermögen jedoch mit allen ihren Ausflüchten die Thatsache nicht aus der Welt zu schaffen, daß eine Lösung der sozialen Frage ohne den Verlust ihrer eigenen bevorzugten Sonderstellung nicht denkbar ist. Aus demselben Grunde ist auch der sog. Staatssozialismus entweder Heuchelei oder Irrthum. — (Um nicht mißverstanden zu werden, muß der Verfasser hier einschalten, daß er, wenn er die schädliche Wirkung der Frauenarbeit auf die Männerlöhne erwähnt, damit keineswegs für eine gewaltsame Beschränkung der ersteren plädirt hat. Die Frauenarbeit mit ihren bedauerlichen Begleiterscheinungen ist eine Folge der wirthschaftlichen Mißverhältnisse, wie andere mehr; sie aber gewaltsam, d. h. durch Gesetze einschränken wollen, heißt eines der Grundprinzipien der Humanität, die Gleichberechtigung der Geschlechter, in Frage stellen, heißt um eines relativ bedeutungslosen, zweifelhaften momentanen Vortheiles willen die große Sache der Frauenemanzipation fallen lassen, ganz abgesehen davon, daß die Männer als der materiell direkt interessirte Theil mit der Bekämpfung der Frauenarbeit sich leicht dem Vorwurf brutalen Eigennutzes aussetzen können. Die Frage der Frauenarbeit auf industriellem Gebiet überläßt man daher am besten der Selbstgestaltung des wirthschaftlichen und sozialen Fortschritts; wenn die Frage der Lohnarbeit gelöst ist, so ist die Frage der Frauenarbeit ohnehin von selbst erledigt. Siehe K. Marx, „Kritik der politischen Oekonomie“, Band I, pag. 506.)

In enger Relation zu der Frauenfrage steht die Frage der Prostitution, dieser Pestbeule des modernen Gesellschaftskörpers. Die Prostitution ist eine Frucht der Einzelehe und verdankt ihren riesigen Aufschwung in neuerer Zeit vornehmlich den ökonomischen Mißverhältnissen, der Hungerpeitsche, durch welche die Frauen und Mädchen des Proletariats entweder in die Fabriken oder auf das Pflaster getrieben werden, wodurch in beiden Fällen physischer und sittlicher Ruin bedingt ist. —

Die Zahlen der Prostitution regeln sich nach dem Verhältniß von Angebot, und Nachfrage, und es ist charakteristisch, daß auch in der Prostitution heutzutage entschieden „Ueberproduktion" herrscht, d. h. daß das Angebot die Nachfrage überwiegt. Schon daraus geht deutlich hervor, daß die Prostitution hauptsächlich in ökonomischen Ursachen wurzelt. Naturgemäß ist es die unterdrückte Klasse, — der Sündenbock aller gesellschaftlichen Schäden, — welche dazu verdammt ist, in erster Linie das Angebot der Prostitution zu decken, womit übrigens nicht gesagt sein soll, daß nicht auch die herrschende Klasse bisweilen bei diesem Angebot als „freie Konkurrentin" auftritt. (Ist doch noch im Jahre 1884 eine Dame von „höherem Adel" in Frankfurt a. M. wegen Verletzung der Sittenkontrol-Vorschriften zu acht Tagen Gefängniß verurtheilt worden!) Der große Unterschied besteht jedoch darin, daß die unterdrückte Klasse meist durch die Noth dazu gezwungen wird, ihre Frauen auf dem Sklavenmarkt der Prostitution zu verschleudern, während die herrschende Klasse diesen Markt mehr „aus Liebe zur Kunst" zu beschicken pflegt. Während nun, wie bemerkt, das Angebot der Prostitution hauptsächlich von Seiten der unterdrückten Klasse gemacht wird, erfolgt die eifrigste Nachfrage von einer ganz anderen Seite, nämlich von Seite der sog. guten Gesellschaft. Die Prostitution wird demnach vorherrschend von den Töchtern des Proletariats und den Söhnen der herrschenden Klassen (Aristokratie und Bourgeoisie) betrieben. Es wäre nun ungerecht, wollte man die Schuld an dem Wachsthum der Prostitution lediglich der Bordellklientel aufhalsen, wie das in kurzsichtiger und gehässiger Tendenz von mancher Seite geschieht. Wohl mag es wahr sein, daß die Söhne reicher Leute vermöge ihrer verführerischen Kaufkraft und individuellen Gewissenlosigkeit der Prostitution bisweilen direkt Rekrutinnen zuführen, — im Allgemeinen sind jedoch diese Kunden der Freudenhäuser für das Wachsthum der Prostitution direkt so wenig verantwortlich zu machen, als die Insaßen derselben. Die Prostitution ist ein soziales Uebel, für das weder das einzelne Individuum, noch eine Klasse allein haftbar ist; sie ist ein Uebel, das in seinem heutigen Umfang, wie der Pauperismus, auf die Entwicklung der Großindustrie, auf die Concentration des Kapitals zurückzuführen ist. Im selben Maße, als sich die Lage der unterdrückten und ausgebeuteten Klasse verschlimmert, im selben Maße,

als die Löhne relativ sinken und die Preise der Nahrungsmittel steigen, im selben Maße nimmt die Prostitution überhand. Daher findet sich die relativ größte Zahl der Prostituirten immer dort, wo auch das größte ökonomische Elend herrscht: in den großen Städten. Die Ursachen, aus denen sich die Frauen der Prostitution in die Arme werfen, sind, wie statistisch nachgewiesen werden kann, fast immer auf den Pauperismus zurückzuleiten; in selteneren Fällen entscheiden Putzsucht, Vergnügungssucht, Leichtsinn, Verführung u. s. w. Häufig ist es beobachtet worden, daß Prostituirte die Ernährerinnen ihrer arbeitsunfähigen Eltern und Geschwister sind, noch häufiger allerdings, daß unbemittelte Eltern ihre Töchter zur Prostitution anhalten und erziehen.

Im Großen und Ganzen gibt es zwei Gattungen von Prostituirten: Solche die nur von dem Ertrage ihrer Schande leben und neben diesem „Gewerbe" keine andere Beschäftigung betreiben, und solche, die als Lohnarbeiterinnen zufolge unzureichenden Lohnes sich noch nebenher geschlechtlich zu verkaufen genöthigt sind. Diese bemitleidenswerthen Geschöpfe haben sich nicht nur auf die Dauer des ganzen Tages mit Haut und Haaren an den kapitalistischen Ausbeuter zu verschreiben, der ihnen das Blut buchstäblich aus den Adern saugt, sondern sie sind trotz aller Arbeit, um leben zu können, zum Ueberfluß noch genöthigt, einen Theil der so nothwendigen Nachtruhe der geschlechtlichen Preisgabe zu opfern, die ihnen das zu ersetzen bestimmt ist, was ihnen der Fabrikant mehr abzwackt, als er dürfte, um sie überhaupt arbeitsfähig zu erhalten. Nicht selten sind es die Herren Arbeitgeber selbst, die neben dem pekuniären Vortheil, der ihnen aus diesem scheußlichen Verhältniß erwächst, auch noch geschlechtlichen „Nutzen" daraus ziehen. Eine sehr instruktive diesbezügliche Darstellung findet der Verfasser in einem Artikel der von Temme gegründeten „Criminal-Bibliothek" (Band IV), der den Titel „Ueber das Berliner Louisthum" trägt. Der betreffende Passus lautet wie folgt: „Es ist eine nicht zu widerlegende Thatsache, daß Mädchen, die man Vorschülerinnen der Prostitutionsklasse nennen möchte, in einer ungeheuren Anzahl in Berlin existiren. Es gibt sehr viele arme Eltern hier, die keine Ahnung davon haben, daß in den großen Geschäften, in denen ihre so fleißigen Töchter funktioniren, niemals nach halb acht Uhr bis in die Nacht hinein und noch vielmehr niemals die ganze Nacht hindurch gearbeitet wird, wie so die Entschuldigungen zu lauten pflegen. Es gibt sehr viele bedauernswerthe Bräutigams, die gar kein Verständniß dafür haben, weshalb das Lächeln der Bewunderung über ihre hüsche Verlobte auf den Gesichtern einzelner Begegnenden stets von so sicheren Blicken begleitet ist. Es gibt auch sehr viele Ehemänner hier, die gar keine Ursache hätten, auf die „Sparsamkeit" ihrer wirthschaftlichen Frauen stolz zu sein — doch wir wollen nicht zu weit von dem eigentlichen Thema

abschweifen. — Die neuesten Zeitverhältnisse haben für die Elevinnen der freien Liebe eine neue Gefahr gebracht, den Geldüberfluß, besonders in kaufmännischen Kreisen. Früher waren die Kaufleute allein gefährlich, die im eigenen Geschäft vielen jungen Mädchen Arbeit gaben. Noch ein ganz kürzlich zur allgemeinen Kenntniß gebrachter Vorfall von einem Passementerie-Fabrikanten in der Louisenstadt bestätigte öffentlich die längst bekannte Thatsache, daß diese Industriellen jedes weibliche Geschöpf in ihren Diensten als sich ebenso tributpflichtig halten, wie einer Legende nach in grauen Zeiten die jungen Dorfweiber es ihrem Junker gewesen sein sollen. In dem beregten Fall entfloh das junge Mädchen am ersten Vormittage ihres Arbeitsantrittes, nachdem der würdige Prinzipal zum dritten Male sie in schamloser Weise zu entblößen gewagt hatte, trotzdem ihre Genossinnen sie eine Närrin schalten und ihr sagten, „das sei nun hier einmal nicht anders." Dies Mädchen war die gebildete Tochter anständiger Leute, welche noch nicht die Noth zu Allem fähig machte. Wie soll sich aber ein anderes armes Kind schützen, das, weniger charakterfest, die Reden der Uebrigen anhören muß und überlegt, was zu Hause seiner harrt, Thränen und Vorwürfe, wenn es wieder heimkehrt ohne Arbeit, ohne Verdienst? Ein Jahr später rühmt sich das Scheusal von Blumen- oder Passementeriewaaren-Fabrikant seinen Freunden gegenüber, daß die jüngste und hübscheste Tänzerin im Ballhause er auch zuerst „gehabt habe"."

So sehen wir, daß der moderne Industrialismus nicht blos die Arbeitskraft mißbraucht, nicht blos die Körperkraft oder -Geschicklichkeit prostituirt, sondern daß er selbst die sexuellen Eigenthümlichkeiten zum Gegenstand seiner Spekulation macht; daß er sich nicht damit begnügt, seine Opfer nach erfolgter Abnutzung als schwindsüchtige Todeskandidaten unter die Maschinenräder zu stampfen, sondern daß er sie auch noch geschlechtlich direkt oder indirekt schändet, um größere Dividenden zu erzielen. Wem diese Schilderung zu grell gefärbt erscheinen sollte, dem kann der Verfasser nur rathen, das zu thun, was auch er gethan hat, um zu solch trostloser Erkenntniß zu gelangen: hinzugehen in die großen Industriecentren Europa's und Amerika's und sich zu überzeugen, warum die Begriffe „Fabrikarbeiterin" und „Prostituirte" fast für identisch gelten! Er wird gar bald zur Erkenntniß gelangen, daß die niedrigen Löhne die Schuld an diesem scheußlichen Verhältniß tragen, das, wie kaum ein anderes, geeignet ist, als Illustration zu der „Moral von heute" zu dienen. — Unwillkürlich erinnert sich der Verfasser hier an das fabelhafte Ungeheuer Minotaurus in Creta, dem nach hellenischen Sagen die Bewohner Athens in bestimmten Zeiträumen eine bestimmte Zahl von Jünglingen und Jungfrauen opfern mußten. Der moderne Industrialismus ist solch ein Minotaurus; nur fordert er nicht, wie

dieser, vierzehn Opfer in neun Jahren, sondern alltäglich tausende von Opfern. Die Irrgänge des dädalischen Labyrinths konnten nicht mannigfaltiger und komplizirter sein, als die Fangarme und die Saugrüssel des modernen Kapitalismus, der wie ein riesiger Polyp am Lebensmark der Menschheit zehrt. Sollte nicht dereinst im Proletariat ein Theseus erstehen, der dem Minotaurus Kapital ein Ende machte und die Menschheit aus dem Labyrinth der „sozialen Frage" zur Freiheit führte?! — Wohl tauchen im sozialen Kampfe hin und wieder Theseus-Gestalten empor; doch fehlt noch immer der Faden der Ariadne!

Um sich einen ungefähren Begriff von der Verbreitung der Prostitution machen zu können, muß man sich vergegenwärtigen, daß London beispielsweise annähernd 50,000 Prostituirte zählt, von denen ein bedeutender Prozentsatz das sechzehnte Lebensjahr noch nicht erreicht hat, was daraus zu erklären ist, daß die englischen Gesetze den Mädchen vom dreizehnten Lebensjahr an das geschlechtliche „Selbstbestimmungsrecht" garantiren. Zur Schande der sog. feinen Gesellschaft, die sich stets mit ihrer Moralität zu brüsten pflegt, sei hier bemerkt, daß gerade sie es ist, der es hauptsächlich nach unreifen Mädchen zum Zweck der Prostitution gelüstet. Gerade die herrschende Klasse, die mit so großer Vorliebe über den „Mangel an sittlichem Gefühl in den niederen Volksklassen" zetert und von der „wachsenden Verrohung" des Volkes faselt, gerade sie ist es, die in geschlechtlichen Ausschweifungen ein wahrhaft babylonisches Raffinement entfaltet und sich als Gegenstand derselben mit Vorliebe unreifer Mädchen aus dem Volk bedient! Wer daran zweifelt, der möge sich vergegenwärtigen, daß in London für den „Verkehr" mit minderjährigen Mädchen Preise gezahlt werden, die überhaupt nur reiche, nach der modernen Logik also angesehene Leute, zu zahlen im Stande sind (10 bis 20 Pfund Sterling).

In großen Städten wird die Prostitution meist gar nicht mehr aus individueller Initiative und auf individuelles Risiko, sondern geschäftlich und großindustriell betrieben. Die kapitalistische Spekulation hat sich auch dieser Branche bemächtigt und operirt unter dem Schutz der Gesetze mit den Opfern der Prostitution, wie mit einer Waare; da giebt es Engros- und Detailhändler, Reisende, Agenten, Agentinnen, Firmen von Kupplerinnen, Attestburau's, Central-Depots, in denen die Händler ihre Waare assortiren, Zwischenhändler, berufsmäßige Verführer, denen die Sorge der Beschaffung „frischer Waare" obliegt u. s. w., — kurzum da arbeitet ein industrieller Apparat, dessen Schwungräder durch internationale Treibriemen in Bewegung gesetzt werden. Also es ist nicht nur der Großindustrialismus, der die moderne Prostitution erzeugen hilft und begünstigt, sondern er ist es auch, der sie in weiterer Folge geschäftlich ausbeutet. Diesen Erscheinungen gegenüber steht der Staat

machtlos da; er ist außer Stande, die Prostitution durch Machtdekrete aus der Welt zu schaffen, und entschlösse er sich zu einem derartig gewagten Versuch, so unterschriebe er damit das Todesurtheil von Millionen von Menschen, denen die Prostitution den Lebensunterhalt gewährt, ganz abgesehen davon, daß dieselbe unter den modernen Verhältnissen nicht nur eine ökonomische, sondern auch eine sexuelle Nothwendigkeit ist. Die Prostitution ist eben nicht zu beseitigen, so lange sie unter dem Druck der ökonomischen Nothlage als Lebensbedürfniß erscheint, als Lebensbedürfniß in Hinsicht auf die niedrigen Frauenlöhne, die irgendwie aufgebessert werden müssen und von den Fabrikanten nicht aufgebessert werden, so lange noch Auskunftsmittel vorhanden sind, für die sie selbst nicht in Contribution gesetzt zu werden brauchen, und in Hinsicht auf die abnorme Thatsache, daß die wenigsten jungen Männer im heirathsfähigen und heirathspflichtigen Alter zufolge ihres ökonomischen Unvermögens sich zu verehelichen im Stande sind.

Der Verfasser hat auf die Machtlosigkeit des Staates gegenüber der Prostitution hingewiesen; leider hat es mit der Passivität des Staats in dieser Frage nicht sein Bewenden, sondern es wirkt derselbe häufig genug geradezu begünstigend auf die Prostitution. Die grauenvolle Ausdehnung des Lasters wird, wie aus den bekannten sensationellen Artikeln der „Pall Mall Gazette“, die im Großen und Ganzen entschieden als verdienstvoll zu bezeichnen sind, hervorgeht, in England durch das Gesetz begünstigt, welches die Mädchen über 13 Jahre als beliebtes Wild für Männer betrachtet. Ein für dieses Verhältniß charakteristischer Passus der betr. Enthüllungen lautet wie folgt: „Noch im Frühjahr dieses Jahres (1885) wurde ein Mensch in's Gefängniß geworfen wegen unsittlicher Attentate auf ein Kind. Es stellte sich heraus, daß er mehr als ein Dutzend Kinder über 13 Jahre geschändet hatte, die er durch Versprechungen von Süßigkeiten in's Hinterhaus gelockt hatte, aber sie waren zu alt, und er ging frei aus, bis er eines Tages endlich bei einem Kinde unter 13 Jahren abgefaßt und sofort verurtheilt wurde. J. Hersley, Geistlicher in Clerkenwell, berichtete vergangenes Jahr (1884): Es geht ein Scheusal in der Welt herum, welches als Sekretär in einem ganz ehrbaren Hause beschäftigt ist. Es ist 50 Jahre alt. Jahre lang ist es sein schändliches Vergnügen gewesen, Mädchen zu Grunde zu richten. Vor Kurzem wurden ihm 16 Fälle von einem Gerichtshof auf der Surrey-Seite nachgewiesen. Die Kinder waren sämmtlich schrecklich verletzt. Vielleicht für immer. Vierzehn von ihnen waren 13 Jahre alt, also über dem beschützten Alter, und es konnte nicht nachgewiesen werden, daß sie vielleicht nicht ihre Einwilligung dazu gegeben hatten. Das Weib des Scheusals sagte dem Beamten, welcher den Fall zu behandeln hatte, daß ihr Mann verbrannt (!) werden müsse. Allein wir können nach englischem Gesetz

dieses Scheusal von Verkommenheit nicht fassen, oder höchstens eine kleine Geldstrafe ihm zudiktiren (!)". —

Die besten Kunden der Kupplerinnen, die sich mit der „industriellen Nutzbarmachung" unreifer Mädchen befassen, gehören, wie bereits oben bemerkt, der „feinen Gesellschaft" an; manche dieser „Kunden" paradiren in goldgestickten Uniformen am Hofe zu St. James — da heißt es natürlich ein Auge zudrücken, um nicht etwa das „allerhöchste Mißfallen" zu erregen. —

In einem Artikel des Centralorgans der deutschen Sozialdemokratie (Nr. 34, 1886), überschrieben „Die Sozialdemokratie und die Frage der Frauenarbeit", findet sich ein Passus, der für das Verhalten des Staats gegenüber der Prostitution äußerst charakteristisch ist und den der Verfasser an dieser Stelle citirt, nachdem er sich von der Richtigkeit der in demselben verzeichneten Thatsachen überzeugt hat: „Der Stadtrath von Minneapolis in den Vereinigten Staaten, dem Lande der Bourgeoisie par excellence, hat neuestens beschlossen, von jeder Prostituirten eine Steuer von 200 Mark monatlich zu erheben, und einer jeden solchen Frau eine Konzession für den Verkauf von geistigen Getränken gegen einen Jahresbetrag von 2000 Mark zu verleihen, die Hälfte der auf diese Weise erhobenen Gelder aber einer Anstalt zur Besserung „gefallener" Frauen zu überweisen." (!)

Auch in Rußland, wo die Prostitution grenzenlose Dimensionen angenommen hat, thut der Staat nicht nur Nichts, um dem Laster zu steuern, sondern er duldet es, daß dasselbe zur Bereicherung der städtischen Steuersäckel dient, wenn er sich nicht vielleicht gar selbst eine Surprise daraus macht; er sanktionirt mithin das Laster in optima forma. Dabei herrscht in vielen Städten dieses Landes ein abschreckend roher Modus der Behandlung prostituirter Frauenzimmer. In der Stadt Dorpat galt beispielsweise bis vor Kurzem — möglicherweise gilt das auch heute noch — die famose Polizeiverordnung, daß Prostituirte, die sich nicht vorschriftsmäßig zur ärztlichen Controle meldeten, im Falle rückfälliger Contravenienz mit der Ruthe abgestraft werden sollten, welche Verordnung zum Behagen der studirenden Jugend, zu deren angeblichem Schutz sie erlassen worden war, äußerst häufig in Kraft trat. — Wahrlich, man braucht kein Gefühlsdusler zu sein, um eine so infam-rohe und raffinirt-erniedrigende Behandlung, solch eine gesetzliche Ausnahmestellung einer Klasse von Menschen, deren Gewerbe man doch als eine Nothwendigkeit erachtet, auf das Schärfste zu verurtheilen! —

Häufig sind es die Organe des Gesetzes, Sittenagenten und Polizeibeamten, die aus der Prostitution entweder direkten Nutzen ziehen, indem sie den Prostituirten gewisse Steuern auferlegen, oder aber, indem sie die Opfer zwingen, sich ihnen durch unvergütete Preisgabe ihrer selbst

tributpflichtig zu machen. Dieser Usus herrscht in London, in Paris, und namentlich in New York, in welchen Städten der Verfasser selbst entsprechende Beobachtungen anzustellen Gelegenheit hatte; man hat jedoch begründete Veranlassung zu der Annahme, daß es anderwärts in dieser Beziehung nicht viel besser bestellt ist. — In Paris ist es nicht nur die Polizei, welche ihre diskretionäre Stellung auf Schritt und Tritt mißbraucht, sondern sogar die Armenverwaltung läßt sich ähnliche Mißbräuche zu Schulden kommen, und zwar dergestalt, daß die „Herren" von den Armenbureau's jene unglücklichen Frauen, welche durch die Misère auf öffentliche Unterstützung angewiesen sind, nicht selten vermittelst der „Brodbons" zur Befriedigung ihrer thierischen Gelüste veranlassen. Diese armen Geschöpfe, welche die öffentliche „Wohlthätigkeit" theuer genug mit ihrer Schande zu bezahlen haben, wagen es nicht (aus Furcht, daß ihnen die Unterstützung entzogen wird) Klage zu führen.

Wie leicht das Innehaben einer übergroßen willkürlichen Macht zur Bestechung führt, davon liefert namentlich auch die Londoner Polizei ein Zeugniß. Der Verfasser reproduzirt hier als beste Illustration einen bezüglichen Abschnitt aus den Berichten der Londoner „geheimen Kommission", deren Bemühungen sich der herzlichen Sympathie einflußreicher Männer, wie des Erzbischofs von Canterbury, des Bischofs von London, Dr. Temple, des Cardinal-Erzbischofs von Westminster u. A. m. zu erfreuen hatten, und deren Resultate zum Theil in den Enthüllungen der „Pall Mall Gazette" niedergelegt gewesen sind. Der betr. Passus lautet: „Die Polizeimacht über die Straßendirnen in London ist augenblicklich eine sehr weit verzweigte und ausgedehnte; dieselbe erstreckt sich nicht nur allein darauf, die Ordnung aufrecht zu erhalten, Unanständigkeiten und Belästigungen zu verhindern, sondern auch oft darauf, gegen Unglückliche falsche Anschuldigungen zu erheben. Von einem Geistlichen eines Gefängnisses wird mitgetheilt, — und derselbe hat gewiß mehr Gelegenheit mit diesen Weibern zu reden, als jeder Andere im Reich — daß die Mädchen, wenn sie die Polizei nicht „schmieren", „eingebracht" werden. Von der höchsten bis zur niedrigsten der Dirnen sagten sie dem Geistlichen, daß der Konstabler bezahlt werden müsse, sonst käme man in Ungelegenheiten; diese Bezahlung bilde eine anerkannte Nothwendigkeit ihrer Profession. Die Bestechungen der Eisenbahnbediensteten sind gegen die Verordnungen der Eisenbahngesellschaften verstoßend, und doch erfolgen sie immerhin durch die Passagiere; und ebenso ist die Bestechung der Polizei eine immerwährende Taktik der Straßendirnen. Einige zahlen mit Geld, Andere mit ihrer Person, viele arme Elende — mit beidem. Es gibt gute Polizeileute, die von einer öffentlichen Dirne kein Geld nehmen und nicht mit ihr trinken, aber es gibt auch eine große Anzahl, die

diese Dinge als zugehörige Sporteln ihres Amtes betrachtet und nach diesem Glauben handelt. Der Polizeimann besitzt über die Straßendirne eine despotische, unbeschränkte Gewalt, und die Redensarten jener Dirnen, „wenn du mit einem Polizeimann streitest, bist du geliefert," ist nicht weit von der Wahrheit entfernt. — Wenn ein Polizeimann sich wegen eines Treubruchs rächen will, so bedarf es keiner großen Deutelung, um die Stellung des Mädchens zu schädigen, ohne absolut etwas Uebles dabei zu thun. (?) Der Polizeimann braucht nur nachzuforschen, wenn ein Handel mit einem Kunden abgebrochen worden, und es ist ihm, angespornt durch seinen Sinn für die öffentliche Pflichterfüllung, möglich, so viel zu entdecken, um eine Androhung der Verhaftung zu rechtfertigen. — Einer Dirne Unterhalt ruht in des Polizeidieners Hand, und dieser weiß in vielen Fällen die Gelegenheit zu benutzen. Die Macht des Mannes in Uniform über die Dirnen, die in ihrem eigenen Geschlecht keine Freundinnen besitzen, nur um ein Jota zu vergrößern, ist gegen alle Freiheit und Gerechtigkeit, und diese Machterhöhung dürfte nicht zu entschuldigen sein durch den Widerwillen gegen die Lastermärkte und durch den heiligen Schrecken beim Anblick der Dirnen in den Straßen. Wenn wir sagen, daß die Polizei fortwährend in Versuchung ist, ihre Gewalt in baares Geld umzutauschen, so sagen wir nur, daß dies menschlich und die Polizei arm sei" u. s. w. Diese Schilderung ist keineswegs übertrieben; es wird von anderer kompetenter Seite her sogar behauptet, daß policemen und Soldaten in London mehr Frauenzimmer ruiniren, als jede andere Klasse von Männern.

In New York kann man Nachts in allen Kneipen und an allen Straßenecken, namtlich in der Bowery und Chatham Street, beobachten, wie Polizisten von Prostituirten mit Whiskey und Gin traktirt werden; auch kommt es häufig vor, daß Dirnen, die von der Polizei auf der Straße aufgegriffen werden, auf den Arreststationen von den Mannschaften genothzüchtigt werden, bevor sie vor dem Richter erscheinen, während die höheren Polizeibeamten sich von den Inhabern der Spiel- und Prostitutionslokale in monatlichen vorgeschriebenen Raten „schmieren" lassen. Erfolgt dann einmal eine Razzia auf solche Lokalitäten, so werden nur solche Entrepreneure „gefaßt", die keine „Steuern" gezahlt haben.

Der Verfasser hat bereits bemerkt, daß die „vornehme Gesellschaft" vornehmlich dem Laster der Prostitution ergeben ist, und die Dirnen selbst bestätigen, daß die Männer aus der bevorzugten Klasse die raffinirtesten und schamlosesten Anforderungen an sie zu stellen pflegen. Interessante Daten über diese Thatsache finden sich in den Enthüllungen des „Cri du peuple" über Pariser Sittenzustände; der Verfasser entnimmt aus der im Jahre 1885 im Züricher Verlags-Magazin von J. Schabelitz erschienenen Uebersetzung dieser Enthüllungen folgende

instruktive Bruchstücke: „Der Prinz von Wales in Paris. Wenn wir die Ausschweifungen des Prinzen von Wales auf den zahlreichen Reisen, die er alljährlich nach Paris macht, sammt und sonders erzählen wollten, müßten wir den drei- oder vierfachen Raum von dem haben, der uns hier zu Gebote steht. In einem vor Kurzem erschienenen Artikel dementirte der „Figaro“ mit großer Entrüstung die Berichte der „Pall Mall Gazette“, in denen der Thronfolger von England eine große Rolle (nur die Reichen spielen ja große Rollen!) bei den scheußlichen Sittlichkeitsverbrechen spielte, die sie enthüllte. Wenn man dem „Figaro“ glauben dürfte, so brächte der Sohn der Königin Viktoria sein Leben damit zu, in der stillen Zurückgezogenheit des königlichen Familienschlosses Windsor mit Kindern (d. h. den seinigen) zu spielen und zu schäkern. Zahlreiche Kissen spielen in der Geschichte des Prinzen von Wales eine Hauptrolle. Und wie viel Interessantes läßt sich über die patriarchalischen Sitten des Mannes erzählen, der einst mit Gambetta im Pavillon von Ermenonville zusammen tafelte! Alle Patriarchen der Bibel mit ihren bärtigen Gesichtern, wie sie Gustav Doré zum alten Testament gezeichnet hat, dessen ergreifenden Erzählungen man in seiner Jugend staunend lauschte, verschwinden vor dem Gönner von Frau Jeffreys mit seinem Puppengesicht, seinen blauen Augen und seinem langen, blonden Barte. Möglicherweise vermag es der Prinz von Wales über sich, in England, oder wenigstens in den Mauern seines mütterlichen Palastes das Dekorum zu wahren und sich den Anforderungen der heuchlerischen englischen Etikette zu fügen. Diese vorübergehende respectability bedeutet für den königlichen Leichtfuß die Ruhezeit, welche die Natur den meisten Säugethieren auferlegt, und die man gewöhnlich „Erholung im Grünen“ nennt. Wenn jedoch königliche Hoheit, der wir die Mode der zu kurzen Ueberzieher und der zu spitzen Schuhe verdanken, auf dem Nordbahnhof ankommen, so geräth der ganze Schwarm galanter Damen aus den höchsten Ständen in Aufregung. Dann gilt es Guineen und Adelskronen, die in die berühmten Boudoirs in schwerer Menge regnen und dort auch erwartet werden. Der britische Prinz trifft in ganz bestimmten Pausen mit einer nahezu physiologischen Pünktlichkeit ein, und seine Ankunft in Paris wird mit rauschendem Jubel begrüßt, der von der Rue Duphot bis an den Platz Saint-Georges schallt und die Hausbesitzer beruhigt, die bereits für ihren Miethzins fürchteten. Mit dem Aelterwerden hat der Prinz von Wales die Art seiner Vergnügungen geändert. Unter dem Kaiserreich hielt der Erbe der englischen Krone hauptsächlich in der Loge von Hortensie Schneider, dem Boudoir von Anna Deslions und von Cora Pearl seinen Hof. Seine damaligen Beräucherer und Mitschlemmer waren Leute von Geist, raffinirte und feine Pariser, Männer wie Grammont-Caderousse, Nestor Roqueplan, Mocquart Fils, Vala-

brèque, der Graf von Lawöstine u. A. m. Seine Amüsements, so ausschweifend sie waren, erinnerten an diejenigen des Königingemahles, und die Koryphäen jener Orgien des Prinzen waren Leute wie die La Fare und die Nocé. Seitdem haben sich die Zeiten recht geändert. Von jenen eleganten und raffinirten Ausschweifungen ist man auf die trivialen und grobsinnlichen Liederlichkeiten heruntergekommen, die in den berüchtigten Häusern der Leroy und der Thekla begangen werden. Der junge Herzog von Morny und seine Bande bilden jetzt die Gesellschaft enragirter Flötenspieler, in der sich der Häuptling der englischen Blasirtheit bewegt. In einem unserer Kapitel haben wir bereits erwähnt, daß dieser junge Zuwachs der „regierenden Klassen“ seine wüsten Nächte in jenem Badeetablissement in der Rue ****** beschließt. Folgende Episode wird einen richtigen Begriff von den Reisezerstreuungen des Prince of Wales geben. Bei Gelegenheit einer seiner letzten Reisen nach Paris machte sich der künftige König von England folgendes grausame Vergnügen, dessen Opfer unglückliche Mädchen wurden. Nach einer bei der Leroy verbrachten Nacht begab sich der Prinz von Wales in Begleitung seiner gewohnten Gesellschafter, z. B. des Generals *** und des Herzogs *********, der nachher unter den bekannten tragischen Umständen gestorben ist, in das bereits genannte Bade-Etablissement, um seine abgespannten Nerven aufzufrischen. Ein Souper war für die reisende Königliche Hoheit in dem Salon bereit gehalten, den wir oben beschrieben haben. Die Speisen wurden von sechs Mädchen servirt, die von den angestellten Agenten des Prinzen speziell ausgesucht und für diesen Dienst nur mit Handschuhen und schwarzen Strümpfen bekleidet waren. Zufällig besaßen die Mädchen sämmtlich herrlichen Haarwuchs. Der Prinz von Wales verlangte nun mit einemmale in seiner Trunkenheit, daß die Unglücklichen auf der Stelle diese ihre Haare abschnitten, die im Augenblicke ihre einzige Umhüllung bildeten. Nach kurzem Zaudern und auf die Drohungen der Begleiter des Prinzen hin willfahrten sie der Laune des Letzteren, der seine Schuld bei ihnen königlich abzutragen glaubte, wenn er jeder von ihnen die Summe von 25 Napoleons auszahlen ließ.“

Zur Vervollständigung dieses Bildes möge ein Pendant aus denselben Enthüllungen dienen, das den Titel „Fürstenamüsements“ trägt. Das Kapitel lautet: „Es sei erlaubt, bevor wir unsern Feldzug fortsetzen, mit wenigen Worten eine kurze Geschichte zu erzählen, die man uns eben mittheilt und die zum Kapitel „Der Prinz von Wales in Frankreich“ gehört. Es war in den Jahren 1876 bis 1877. Der Prinz von Wales traf in Monaco mit seinem würdigen Freunde, dem Herzog von Aosta und Exkönig von Spanien, zusammen. Ein paar nette Kumpane! Der Eine groß, roth und fett; der Andere mager, schwarz und kränklich. Nun gab's im Pariser Hotel allnächtlich tolle Feste,

Die erlauchten Wüstlinge wechselten immer die Dirnen, die sie gebrauchten. Bald jedoch hatten sie dies vulgäre Vergnügen satt und verlangten nach Mehr. Sie wünschten ganz frische Waare, höchstens 12 bis 16 Jahre alt. Kupplerinnen stellten in Stadt und Land ihre Netze aus, um etwas zu finden, was die Fürsten befriedigen könnte. Eine von ihnen, eine alte Freundin des Herzogs von Aosta, eine Ehrendame der Königin von Italien, die D**********, entdeckte gleich in Nizza zwei junge Griechinnen von jungfräulicher Frische und klassischer Schönheit. Die Eine war fünfzehn, die Andere sechzehn und ein halb Jahr alt. Aber die Mädchen gehörten einer sehr wohlhabenden Familie an. Mit Geld war folglich nichts zu machen. Die Marquise D*********** führte sich auf Grund ihres Titels und Namens im Hause ein und wußte sich in das Vertrauen der Eltern einzuschleichen. Bald wurde sie mit Mutter und Töchtern so intim, daß sie ihnen eines Tages vorschlagen konnte, sie wolle sie zu einem Feste führen. Der Vorschlag wurde angenommen. Am festgesetzten Tage wurde die Mutter unwohl (nachher besann man sich, daß sie Eis bei der Italienerin genossen hatte), und die beiden jüngeren Mädchen gingen allein unter Obhut der Letzteren mit nach Monte-Carlo. Als das Konzert zu Ende war, führte die Marquise ihre ahnungslosen Opfer unter dem Vorwande in das Pariser Hotel, daß man ein wenig Erfrischungen zu sich nehmen müsse. Die Fürsten stellten sich dann ein, als die armen Kinder unter dem Einflusse eines Betäubungsmittels, das man ihnen hinterlistig in die Gläser geworfen hatte, nicht den mindesten Widerstand mehr leisten konnten. Die schändliche Szene, die nun folgte, haben wir nicht nöthig, weiter auszumalen. Als die Töchter zu ihrer Mutter zurückkehrten, brauchte diese kein langes Verhör anzustellen: die Mädchen gestanden Alles. Auf die Anzeige des verzweifelten Vaters hin wurde eine Untersuchung eröffnet. Als man aber merkte, mit welch „hochgestellten" Persönlichkeiten man es hier zu thun habe, schlug man rasch die ganze Untersuchung nieder. Indessen mußte doch der Prinz von Wales über Kopf und Hals nach Nizza abreisen. Der Herzog von Aosta ließ sich eine Zeit lang in Monte-Carlo nicht blicken. Die Marquise verreiste nach ihrer Villa bei Turin. Der König von Italien schloß dem Vater dadurch den Mund, daß er ihn zum Grafen machte. Die beiden jungen Griechinnen sind heute verheirathet und Familienmütter. So amüsiren sich Fürsten, wenn sie lieben."

Es wäre jedoch ein bedenklicher Irrthum, wollte man annehmen, daß sich nur die „blaublütige" Gesellschaft in dieser Weise amüsirt; die Bourgeoisie vergnügt sich genau so, vielleicht noch etwas brutaler, und sorgt dabei gleichzeitig durch das System der kapitalistischen Ausbeutung für stets frische Rekrutirung in der Armee der Prostituirten.

Angesichts dieser Thatsachen ist die Heuchelei der herrschenden Klasse,

welche über die „Sittenlosigkeit und Verderbtheit" des Arbeiterstandes raisonnirt, wirklich in hohem Grade bemerkenswerth. Diese Klasse begünstigt das Laster durch egoistische Verschlechterung der ökonomischen Gesammtlage, sie ist die beste Kundin desselben und entblödet sich bei alledem nicht, denjenigen Stand, welcher hauptsächlich unter ihrer Lasterhaftigkeit zu leiden hat, mit dem Koth zu bewerfen, in dem sie selbst mit Behagen sich wälzt. „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet." (Matthäus 7. 1.)

Es liegt unstreitig eine große Ungerechtigkeit und Heuchelei in der Thatsache, daß bei der Besprechung der Prostitution immer nur die Prostituirten verurtheilt werden. Es scheint, als wenn die unglücklichen, bemitleidenswerthen Opfer eines abnormen Gesellschaftszustandes (das Laster ist immer nur ein Protest gegen abnorme Gesellschaftszustände) dazu verurtheilt wären, die Rolle des Sündenbocks zu spielen, der, mit dem Laster aller Welt beladen, in die Wüste hinausgestoßen wird. Die gesetzliche Strafe, die gesellschaftliche Verachtung und Aechtung, Alles häuft sich auf die Paria's der modernen Gesellschaft; freundlos und verstoßen sind sie verdammt, allein und rettungslos in der Schande zu verkommen, die doch nicht blos *ihre* Schande ist. Es gibt allerdings eine Gattung von Kritikern, die das weibliche Geschlecht wegen seines Mutterschafts-Berufs für geschlechtliche Extravaganzen härter verurtheilt, als das männliche, unter dem heuchlerischen Vorwande, daß die Frau ihre „geschlechtliche Ehre" zu verlieren habe. — Diese Kritiker möchte der Verfasser hiemit fragen, warum sie denn eigentlich für *ihr eigenes Geschlecht sich des Vorzuges der „geschlechtlichen Ehre" begeben wollen, oder warum sie der Meinung sind, daß nur der „Beruf" der Mutter auf moralische Integrität Anspruch macht?*

Ganz abgesehen von der Thatsache, daß die Prostitution, wie alle sozialen Uebelstände, überhaupt nicht auf individuelle Schuld, sondern auf die Wirkung theils natürlicher, theils durch künstlich erzeugte äußere Verhältnisse bedingter, allgemeinmenschheitlicher Unzulänglichkeiten zurückzuführen ist, müßte bei einer gerechten kritischen Beurtheilung des Lasters der Prostitution doch nicht nur der passive Theil, die Prostituirte, sondern auch der aktive, der Prostituent, verurtheilt werden, umsomehr, als der erstere Theil meist doch wohl durch die Noth zum Laster bestimmt wird, während der letztere sich ihm allein des Sinnengenusses wegen hingiebt. „Ja," wird man hier erwidern, „es ist ein großer Unterschied, ob sich ein Individuum der Schande für Bezahlung preisgibt, d. h. für dieselbe bezahlt wird, oder ob es Bezahlung leistet, um an dieser Schande theilzunehmen, oder sie erzeugen zu helfen." Das sind jedoch nur sophistische Spitzfindigkeiten: der Bestecher ist so sehr schuldig, als der Be-

stochene, und der Hehler so gut, als der Stehler; mit einem Wort: wenn ein Laster erst durch die Allianz zweier Personen zu Stande kommt, so sind beide schuldig. Es gäbe keine Prostituirten ohne Prostituenten; darum ist es eine schreiende Ungerechtigkeit, erstere allein die Strenge, und die, genau genommen, philosophisch überhaupt nicht motivirbare Härte des Gesetzes und der öffentlichen Meinung fühlen zu lassen. Es könnte erwidert werden, daß die gesetzliche Strenge aus sanitaren Ursachen geboten erscheint; — nun gut! Wenn das der Fall ist, welchen Zweck hat es denn aber, die Prostituirte allein einer schimpflichen Kontrole zu unterwerfen? Erweist sich nicht eine solche Kontrole als total wirkungslos, da sie einer Verbreitung des Peststoffes der Lustseuche durch die Männer nicht die geringsten Schranken setzt? Spricht sich also in der Handhabung der auf die Prostitution bezüglichen Gesetze nicht ein brutaler Mißbrauch des sozialen Uebergewichts der Männer über die Frauen aus? Oder ist es gar gerecht, ein armes Dienstmädchen, das sich hat defloriren lassen, zu verachten, während vornehme Schurken, die sich in ihrem Laster aus purer Gewohnheitsneigung bis in die ekelhaftesten Widernatürlichkeiten verirren, für anständig und gesellschaftsfähig gelten, selbst wenn sie als Roué's bekannt sind? Nun denn, das thut die moderne Gesellschaft! Darum herunter mit der Maske, selbst wenn darunter die scheußlichste Fratze hervorschaute!

So unmoralisch, als die bereits angeführten Eigenthümlichkeiten der modernen Gesellschaft auch sein mögen, — keine ist verwerflicher, ungerechter, keine steht im krasserem Widerspruch zu dem inneren Gehalt der Morallehre Christi, als das moderne Verhältniß des Arbeitgebers zu dem Arbeiter, als das moderne Lohnsystem, durch welches die nützlichen Arbeiter entrechtet und zur Waare gestempelt werden, während sich das Parasitenthum Paläste und Denkmäler errichtet. Bevor der Verfasser näher auf dieses System zu sprechen kommt, hält er es im Interesse der Klarheit für erforderlich, eine kurze Definition der Begriffe „Kapital" und „Lohn" zu geben. — Ueber den ersteren Begriff sind sich die Sozialökonomen bis auf die neueste Zeit nicht einig gewesen. Eine interessante Zusammenstellung verschiedener Definitionen des Begriffs „Kapital", die von verschiedenen hervorragenden Nationalökonomen ausgehen, findet sich im zweiten Kapitel von Henry George's „Fortschritt und Armuth", deutsch von C. D. F. Gütschow, Berlin 1884, Seite 27—28. Die Stelle lautet: „Adam Smith sagt (Buch II, Kapitel 1):

„Derjenige Theil eines Vermögens, von dem Jemand ein Einkommen erwartet, wird sein Kapital genannt" .... und definirt, daß das Kapital eines Landes oder einer Gesellschaft bestehe aus: 1) Maschinen und Werkzeugen, die die Arbeit erleichtern und abkürzen; 2) Gebäuden, und zwar nicht blos Wohnungen, sondern auch solchen, die als Werk-

zeuge oder geschäftliche Hülfsmittel angesehen werden können, wie z. B. Läden, Scheunen, Speicher &c.; 3) Verbesserungen des Grund und Bodens, die denselben für den Anbau oder die Kultur geeignet machen; 4) den erworbenen und nützlichen Fähigkeiten aller Einwohner; 5) Geld; 6) Vorräthen in den Händen der Produzenten und Händler, von deren Verkauf sie einen Gewinn erwarten; 7) dem noch in den Händen der Produzenten oder Händler befindlichen Rohmaterial der Ganz- oder Halbfabrikate; 8) den fertigen Artikeln, die sich noch in den Händen der Produzenten oder Händler befinden.

Die ersten vier bezeichnet er als fixes Kapital und die letzten vier als umlaufendes Kapital, eine Unterscheidung, von der wir für unsern Zweck keine weitere Notiz zu nehmen brauchen. Ricardo's Definition ist:

„Kapital ist derjenige Theil der Güter eines Landes, welcher zur Produktion benutzt wird, und besteht aus Nahrungsmitteln, Kleidungsstücken, Werkzeugen, Rohmaterialien, Maschinen &c., die nöthig sind, um die Arbeit zu ermöglichen." Principles of Political Economy. Kap. V.

Diese Definition ist, wie man sieht, sehr verschieden von der Adam Smith's, da sie viele der Dinge ausschließt, welche er einschließt — wie erworbene Talente, bloße Kunst- oder Luxusartikel im Besitz von Produzenten oder Händlern — und andererseits einige Sachen einbegreift, welche jener ausschließt — wie z. B. Nahrungsmittel, Kleider &c. —, die sich im Besitz des Konsumenten befinden.

Mc Culloch's Definition lautet:

„Das Kapital einer Nation umfaßt thatsächlich alle die Theile der Erzeugnisse des innerhalb derselben bestehenden Gewerbfleißes, welche unmittelbar dazu benutzt werden können, um entweder das menschliche Dasein zu erhalten oder die Produktion zu erleichtern." Notes on Wealth of Nations. Buch II, Kap. 1.

Diese Definition nähert sich derjenigen Ricardo's, nur ist sie umfassender. Während sie Alles ausschließt, was nicht die Produktion zu unterstützen vermag, schließt sie Alles ein, was dessen fähig ist, ohne Rücksicht auf den wirklichen Gebrauch oder die Nothwendigkeit der Benutzung, — das zum Vergnügen gehaltene Kutschpferd ist nach Mc Culloch's Ansicht, wie er ausdrücklich konstatirt, ebenso gut Kapital, als der Ackergaul, weil es im Fall der Noth auch vor den Pflug gespannt werden kann.

John Stuart Mill, der im Allgemeinen Ricardo und Mc Culloch folgt, macht weder den Gebrauch noch die Fähigkeit zum Gebrauch, sondern die Bestimmung zum Gebrauch zum Merkmal des Kapitals. Er sagt:

„Alle Dinge, die bestimmt sind, produktive Arbeiter mit dem Schutz und Beistand, den Werkzeugen und Materialien zu versehen, welche die

Arbeit erfordert, den Arbeiter zu ernähren und überhaupt während der Arbeit zu erhalten, sind Kapital.“ Principles of Political Economy. Buch I, Kap. 4.

Diese Citate kennzeichnen hinlänglich die Abweichungen der Meister. Unter den minder bedeutenden Autoren ist die Uneinigkeit noch größer, wie einige Beispiele genügend zeigen werden.

Professor Wayland, dessen „Elements of Political Economy“ lange ein beliebtes Lehrbuch in amerikanischen Unterrichtsanstalten war, soweit dort überhaupt Nationalökonomie gelehrt wurde, giebt darin, Buch I, Kap. 1, folgende klare Definition:

„Das Wort Kapital wird in doppeltem Sinne gebraucht. Mit Bezug auf das Produkt bedeutet es jede Substanz, auf welche Gewerbfleiß verwendet wird. Mit Bezug auf den Gewerbfleiß bedeutet es die Stoffe, denen derselbe Werth verleihen will oder bereits Werth verliehen hat; die Werkzeuge, die zur Verleihung von Werth gebraucht werden, sowie die Mittel des Unterhalts, durch welche der Mensch erhalten wird, während er damit beschäftigt ist, die Arbeit zu verrichten.“

Henry C. Carey, der amerikanische Apostel des Schutzsystems, definirt Kapital als „das Instrument, durch welches der Mensch die Herrschaft über die Natur erlangt, einschließlich der physischen und geistigen Kräfte des Menschen selber.““ — Man sieht aus dieser Zusammenstellung, daß die Ansichten der Gelehrten bis in die jüngste Zeit hinsichtlich des Begriffs „Kapital“ bedeutend divergiren. „Was ist nun eigentlich Kapital?“ wird sich der Leser zweifellos fragen, oder aber er wird achselzuckend über diese Frage hinweggehen, da er das ganze profane Thema mit der Adam Smith'schen Auffassung „derjenige Theil eines Vermögens' von dem Jemand ein Einkommen erwartet, wird sein Kapital genannt,“ erledigt glaubt.

Schon aus dem Gegensatz, in den die Begriffe „Grund und Boden“, „Arbeit“ und „Kapital“ gestellt werden, ergiebt sich, daß das Kapital Eigenschaften besitzt, die es von den erstgenannten beiden Begriffen wesentlich unterscheiden. Also hat man vor Allem daran festzuhalten, daß der Grund und Boden, auch wenn „Jemand sein Einkommen von ihm erwartet“, nicht identisch sei mit dem Begriff „Kapital“, ebensowenig, als das von der Naturbenutzung in irgend einer Form gesagt werden kann. Es kann Jemand beispielsweise sein Einkommen aus seiner selbständigen Kopfarbeit beziehen, ohne daß darum sein Gehirn sich mit dem Begriff „Kapital“ deckt; es kann der Mensch sein Einkommen der Zuhülfenahme natürlicher Hülfsmittel, als da sind Luft, Wasser, Erde, Feuer u. s. w. verdanken, ohne daß diese Hülfsmittel, die unter allen Umständen als Allgemeingut zu betrachten sind, „Kapital“ genannt werden dürfen. Ebensowenig darf „Kapital“ genannt werden, was irgend-

wie direkt durch Arbeit erzeugt ist. Auch sind die Begriffe „Güter" und „Kapital" keineswegs kongruent, sie decken sich nur insofern, als man unter Gütern Produktionsmittel versteht. Hierin findet sich nun der Hinweis auf die einzig befriedigende Definition des fraglichen Begriffs. Der Begriff „Kapital" umfaßt alle Güter (Geld, Maschinen, Handwerkszeug u. s. w., nur keine natürlichen Hülfsmittel), die zur Produktion verkäuflicher Nutzgegenstände verwendet werden, sowie die im industriellen Austausch sich befindlichen Güter selbst. Also wäre das Geld nur dann identisch mit Kapital, wenn es zu Produktions-, Spekulations- oder Austauschzwecken verwandt wird, wie auch die Güter nur so lange Kapital sind, als sie sich noch nicht im Zustande der Konsumtion befinden.

Leichter, als in dem Begriff „Kapital", läßt sich eine Einigung in dem Begriff „Lohn" erzielen. Unter Lohn ist derjenige Theil des Gesammtertrages der Produktion in irgend einer Form zu verstehen, der als Vergütung auf die Arbeit entfällt, wobei es ganz gleichgültig ist, worin die Arbeit besteht, und gleichgültig, ob die Arbeit im Dienste des Kapitals steht, oder auf eigene Rechnung betrieben wird. Nun ist die Frage, woher diese Vergütung entnommen wird? Und die Antwort auf diese Frage ist einfach genug: der Lohn besteht in dem Ertrage der Arbeit selbst, er wird durch die Arbeit selbst als ein vorher nicht vorhanden gewesener Neuwerth geschaffen, er wird daher nicht aus dem Kapital entnommen. Niemand wird den Flickschuster als einen Kapitalisten bezeichnen, sondern in ihm vielmehr einen selbstunternehmenden Arbeiter erblicken. Woher erhält nun ein solcher Arbeiter, der nicht im Dienste des Kapitals steht, seinen Lohn, — denn sein Gewinn ist nichts Anderes als Arbeitslohn —, wenn nicht aus dem Ertrage seiner Arbeit selbst? Es ist also der lauterste Unsinn, wenn man von den „guten, braven Arbeitgebern" spricht, die ihren Arbeitern quasi aus Gnade und Barmherzigkeit von ihrem Reichthum den Arbeitslohn abgeben, es ist mehr als Unsinn, es ist die offenbarste Heuchelei; denn die Arbeit löhnt sich selbst ab, es sei denn, man bestehle sie um ihren Ertrag. Aus der Thatsache, daß dies geschieht, resultirt die ganze Lohnfrage. — Das Kapital hat unter gar keinen Umständen die Aufgabe, den Lohn der Arbeiter zu beschaffen, sondern höchstens denselben temporär vorzuschießen, womit nicht gesagt sein soll, daß es sich diesen Vorschuß mit Wucherzinsen ersetzen lassen soll. Mit diesem Hinweis ist dem Kapital seine eigentliche Rolle zugewiesen, und es hätte mithin der Kapitalist von rechtswegen nur eine vermittelnde Stellung zwischen Arbeitern und Produktionsertrag einzunehmen, eine Stellung, die nach Verwirklichung unserer sozialen Ideale von den Beamten des Staats eingenommen werden wird. Wenn dies heute die Aufgabe

des Kapitalisten wäre, oder auch nur sein könnte, so wäre er nicht nur kein Feind, sondern vielmehr ein Förderer der menschlichen Gesellschaft. Unglücklicherweise hat das Kapital aber keineswegs eine so menschenfreundliche Tendenz, daß es sich mit der bloßen Vermittlungsrolle aus Gefälligkeit begnügte, im Gegentheil! Es wohnt dem Kapital die Eigenschaft inne, den Nutzen der Produktion der Allgemeinheit möglichst zu entfremden, indem es sich selbst schwammartig ausdehnt. Man mag von dem Risiko, den Kostenvorschüssen u. s. w. der Kapitalisten reden so viel man will, immer bleibt es eine Thatsache, daß der Arbeiter, bevor er einen Lohn erhält, ein Arbeitspensum verrichtet hat, welches juris causa ein Aequivalent seines Lohnes sein sollte, unter den modernen Produktionsverhältnissen aber den Lohn um ein Bedeutendes übersteigt; ist nun der Kapitalist momentan nicht im Stande (was übrigens seine Sache ist), dieses Arbeitspensum für sich zu verwerthen, so existirt darum doch immerhin der Werth, so daß der Lohn genau genommen nicht einmal als ein Vorschuß des Kapitalisten zu betrachten ist, da derselbe ja in dem ihm vom Arbeiter vorgeschossenen Arbeitsprodukt ein Faustpfand besitzt, welches ihn sicherstellt, vorausgesetzt, daß es sich um rationelle Produktion und nicht um schwindelhafte Konkurrenz handelt.

Es ist auch ein vulgärer Unsinn, daß die Arbeit ohne das Kapital (natürlich Privatkapital) nicht nutzbringend verwerthet werden könnte; es ist das ein Trugschluß, der sich daraus ergiebt, daß man den Kapitalisten gemeiniglich als Denjenigen betrachtet, der die Arbeiter nährt, kleidet, beherbergt u. s. w. Aus den obigen Darstellungen geht klar hervor, daß es vielmehr der Arbeiter ist, der in seinem Arbeitsertrag die Mittel dazu selbst beschafft, um die Produktion in Gang und sich selbst produktionsfähig zu erhalten. Es spitzt sich also Alles, bevor zu der Erwägung geschritten wird, wie der Arbeitgeber mit dem Arbeitsertrage seiner Arbeiter verfährt, zu der Kardinalfrage zu: Sind die Kapitalisten ein unumgängliches Erforderniß, oder nicht?

Diejenigen, welche die Eigenthümer für eine Nothwendigkeit halten, werden ihre Meinung durch die vermeintliche Vermittlungsrolle des Kapitals, durch die Nothwendigkeit einer fachgemäßen, intelligenten und weitsichtigen Leitung der Besitzthümer, zu motiviren versuchen. Alle diese Gründe sind jedoch nicht stichhaltig, da sie nur auf Zeitperioden der Vergangenheit anwendbar sind, in welchen der intelligente Eigenthümer als persönlicher Leiter und Mitarbeiter im Kleinbetrieb unentbehrlich war. Heutzutage spielt der Eigenthümer keine solche Rolle mehr; der Großbetrieb befindet sich zum weitaus größten Theil im Besitz von Aktiengesellschaften, deren Glieder sich der persönlichen Einmischung in den Gang der Produktion enthalten. Die Besitzer der modernen großen Betriebe befinden sich oft gar nicht einmal am Orte des Betriebes, son-

dern vielleicht in einer Entfernung von Tausenden von Meilen; sie beschäftigen sich, außer mit kulinarischen Genüssen und dem Studium der Courszettel, vielleicht nur mit Couponschneiden; sie sind gleichzeitig Mitbesitzer von vielleicht Dutzenden von Betrieben. Von welch einer Leitung der Produktion, von welch einer Vermittlungsrolle der Besitzer kann da noch die Rede sein? Welch einen Einfluß kann ein couponschneidender Eigenthümer, wie der Verfasser ihn skizzirt hat, auf den Gang der Produktion haben, in wiefern kann er im Stande sein, durch seine Initiative an der Bildung von Neuwerthen aktiven Antheil zu nehmen, er, der sich mit weiter nichts, als mit der Anlage und Verausgabung Dessen beschäftigt, was das kapitalistische System für ihn aus dem unversiegbaren Quell der Arbeitserträge herausgesogen hat, um es nicht nur den Arbeitern, sondern der ganzen Gesellschaft zu entfremden? In einem winzigen Portefeuille kann solch ein moderner Kapital-Haifisch die gesetzlich geraubte Frucht fremder Arbeit im Betrage von Millionen bei sich beherbergen, kann er den sauer erworbenen Lohn fremder Produktionen in einigen Nächten bei Roulette und Champagner verpulvern, ohne daß er dabei etwas Anderes zu besorgen hat, als die Verfalltage seiner Coupons nicht zu verschlafen. Solch ein Besitzer hat gar keinen Antheil an der Produktion; er ist ein schädlicher Parasit, der mit Feuer und Schwert vernichtet werden sollte; er verbraucht kein Kapital, sondern nur einen großen Theil (vielleicht den größten Theil) desjenigen Ertrages der Produktion, der von rechtswegen auf die Arbeit entfällt; er verpulvert Dasjenige, wovon die Arbeiter des von ihm „besessenen" Betriebes sich bessere Nahrung, Wohnung und Kleidung beschaffen sollten, nicht aber „sein" Kapital; er mästet sich buchstäblich an fremdem Fleisch und Blut. Die thatsächliche Aufgabe des modernen Kapitalisten, der individuell immer mehr in den Hintergrund tritt, besteht also nicht darin, daß er den Arbeiter ernährt und ihm zur Erhaltung des Geschäftsganges den Lohn in Gestalt von Kapitalvorschüssen auszahlt, sondern vielmehr darin, daß er den größten Theil des Arbeitsertrages seiner Arbeiter in seine eigene Tasche gleiten läßt, um ihn entweder für sich zu verbrauchen, oder aber damit zur Vermehrung des Kapitals beizutragen. Der Arbeiter deckt also nicht nur den kostspieligen Unterhalt seines Arbeitgebers, sondern er ist auch noch dazu verdammt, mit seinem Schweiß zur Befestigung des ihn expropriirenden Systems beizutragen; er erhält in Gestalt seines Lohnes nicht etwa einen Vorschuß vom Kapitalisten, sondern er liefert in seiner Arbeit im Gegentheil diesem einen Vorschuß, und zwar zum weitaus größten Theil auf N i m m e r w i e d e r s e h e n, da der Kapitalist ihm am Löhnungstage von seinem Verdienst nur soviel zurückgiebt, als der arme Teufel nöthig hat, um sich selbst arbeitsfähig zu erhalten und die Erzeugung und Ernährung

von Arbeiterkindern „leisten" zu können. (Letztere werden dann, sobald wie möglich, in dieselbe Tretmühle gesteckt.)

Es ist also klar, daß der Kapitalist mehr als entbehrlich ist. Man vergegenwärtige sich nur, daß der Besitzer eines modernen Riesenbetriebes plötzlich mit Tod abgeht. Welchen Eindruck wird ein solches Ereigniß auf den Gang des Betriebes ausüben? In der Regel gar keinen! Nicht blos werden die Arbeiter ruhig weiter produziren, sondern es wird auch der ganze intellektuelle, aus Buchhaltern, Direktoren, technischen Leitern u. s. w. bestehende Verwaltungsapparat ungestört weiter funktioniren. (Auch der intellektuelle Apparat wird nämlich in der modernen Großindustrie von Lohnarbeitern bedient.) Es würde Alles beim Alten bleiben; die Schafe würden nach wie vor geschoren werden, nur würde an die Stelle des Ausbeuters X. irgend ein Ausbeuter Y. treten.

Von den meisten, und zwar den wohlwollenderen Gegnern der sozialistischen Idee wird zwar hervorgehoben, daß das ökonomische Elend nicht sowohl durch die ungleiche Vertheilung der Glücksgüter, als vorzugsweise durch die unproportionale Bevölkerungszunahme erzeugt werde, das heißt, daß die Werthe und der Ertrag des Bodens mit der Zunahme der Bevölkerung nicht gleichen Schritt zu halten vermögen. Solche Behauptungen mögen gut gemeint sein, sind jedoch ganz einfältig und kurzsichtig. Ganz abgesehen davon, daß von einer unverhältnißmäßigen Bevölkerungszunahme gar nicht geredet werden d a r f, so lange der Begriff „Ueberproduktion" nicht aus der Welt geschafft ist, beweisen jene skeptischen Bedenken hinsichtlich der Ertragsfähigkeit des Bodens, dessen Reichthum an Kalisalzen angeblich absolut begrenzt, und dessen Kräfte daher bald ausgenutzt seien, nur einen hohen Grad von Vermessenheit, einer Vermessenheit, die schon heute darüber aburtheilen will, wo die äußersten Grenzen der Entwicklungsfähigkeit des realen Wissens zu ziehen seien. Viel wahrscheinlicher, als die prognostizirte dauernde Abhängigkeit von der natürlichen chemischen Beschaffenheit des Bodens, dürfte eine allmälige völlige Emanzipation von derselben denkbar sein, wie das der bekannte Elektrotechniker S i e m e n s noch kürzlich öffentlich anerkannt hat. Der berühmte Breslauer Botaniker Ferdinand Julius C o h n hat gelegentlich der jüngsten deutschen Naturforscher-Versammlung in Berlin sogar die These aufgestellt, daß die Zeit unsern sei, wo die Chemie aus Kohlensäure und Wasserstoff, die ja billiger als Brombeeren sind, mit Verbindung von Stickstoff Eiweißkörper erzeugen, somit die Ernährungsfrage von der Bodenfrage loslösen könne. — Die „modernen Malthusianer", welche vor allem die Einschränkung der angeblichen Ueberproduktion von Menschen predigen, vergessen vollkommen, daß die Masse des concentrirten Kapitals der hochbedeutsame Faktor ist, durch den das ökonomische Gleichgewicht vorzugsweise gestört wird. Die Behauptung, daß

diese Störung von nur untergeordneter Bedeutung sei, ist grundfalsch. — Nach der Aufstellung eines Fachgelehrten zählt die ganze Welt jetzt 950 Millionäre, deren Vermögen je 20 Millionen Mark übersteigt. Hiervon kommen auf England 250, die Vereinigten Staaten 200, das übrige Amerika 100, Deutschland 100, Frankreich 75, Rußland 50, Indien 50, die übrigen Länder zusammen 125. Diese 950 Millionäre repräsentiren also, falls man das Vermögen jedes derselben auf nur 20 Millionen Mark berechnet, eine unterschlagene aufgesparte Arbeit im Werthe von 19,000,000,000 Mark, sage und schreibe neunzehntausend Millionen Mark. Nun ist das aber entschieden zu niedrig gegriffen, da mindestens 100 von den genannten 950 Millionären über 100,000,000 Mark, und mindestens 400 von ihnen weit über 20,000,000 Mark besitzen, so daß sich die Summe um noch mehrere Milliarden höher stellen muß. Bei dieser Berechnung, die selbstverständlich nur aproximativen Werth hat, sind alle Millionäre, die ein Vermögen von unter 20,000,000 Mark besitzen, noch dazu ausgeschlossen. — Und da wagt man zu behaupten, daß solche Werthconcentrationen auf die Entwicklung der ökonomischen Gesammtlage keinen schädlichen Einfluß ausüben sollten!!!

Daß die Kapitalisten durch das moderne Produktionssystem, durch die unsinnige Konkurrenz häufig in eine Lage versetzt werden, die ein bedeutendes Reservekapital erfordert, ist allerdings eine Thatsache, die nicht geleugnet werden kann; es ist das aber eine Nothwendigkeit, die nur das kapitalistische Raubsystem und dessen Existenz angeht. Es ist aber auch eine Thatsache, daß der Kapitalismus an seinem eigenen Ruin arbeitet, und außerdem eine Thatsache, daß dieser Ruin für die arbeitende Menschheit eine Nothwendigkeit, eine heißersehnte Nothwendigkeit ist.

Gleichzeitig mit diesem Prozeß der Selbstzerstörung des Kapitals reift in der arbeitenden Klasse ein energischer individualistischer Widerstand gegen das System heran, das sie, die lebenden, denkenden, sich fortentwickelnden Menschen zu einer willenlosen passiven Waare degradirt. Diejenige Klasse, die alle materiellen Werthe auf dem Erdball schafft, wird sich mit der Rolle der Handlangerschaft des Kapitalismus kaum abfertigen lassen, ebensowenig, als sie sich, um einige Millionen Parasiten mit Austern, Trüffeln, Champagner, Maitressen, Pferden und wie die mit der Gesundheit und der hohen Kindersterblichkeit der proletarischen Klasse bezahlten Luxusartikel der Bourgeoisie alle heißen mögen, zu versorgen, auf die Dauer mit philanthropischen Redensarten wird abspeisen lassen. So viel über die soziale Frage auch zu sagen ist, eine wie tüchtige Vorschule das volle Verständniß derselben auch voraussetzt, die Quintessenz, das A B C der Sozialwissenschaft läßt sich, gleichsam in eine Nußschale gezwängt, jedem denkenden Menschen leicht verständlich

machen. Was ist verständlicher, als die Einsicht, daß die fortschreitende Entwicklung der Maschine die Muskelkraft des Arbeiters ablöst und dabei langsam aber sicher zur schließlichen Enteignung der arbeitenden Klasse als solcher führen muß, zur Expropriation durch allmälige Entziehung der Kaufkraft?! So lange der Arbeiter um den Ertrag seiner Leistung zu $^5/_8$ bestohlen und nur, nicht etwa aus Gnade und Barmherzigkeit, sondern aus Gründen zwingender Nothwendigkeit, im vorläufigen Besitze eines geringen Quantums an Kaufkraft in der schwankenden Form von Lohn belassen wird, so lange ist auch politische, soziale, kurzum jedwede Art von Gleichberechtigung, eine leere Illusion. Es ist nachgerade selbst den verblendetsten Philistern klar geworden, daß nach den bisherigen Erfahrungen gar nicht abzusehen ist, wie weit der „standard of life“ des Proletariats sich wird herabdrücken lassen, ohne daß nachhaltiger Gegendruck eine physikalische Nothwendigkeit geworden sein wird. Der unermüdlichen, emsigen Agitation der Sozialdemokratie hat man es zu verdanken, daß ein solcher Gegendruck aller Wahrscheinlichkeit nach noch rechtzeitig erfolgen wird, das heißt, bevor Hunger und Entbehrung den letzten Rest von Mannbarkeit im Arbeiter ertödtet haben. Wie vorzüglich in dieser Richtung die sozialistische Agitation auch gewirkt hat, sie konnte nur fördernd wirken, alles Uebrige unabwendbarer Naturnothwendigkeit überlassend, derselben, welche eine Ungeheuerlichkeit, wie den langsamen, künstlichen Aushungerungsprozeß einer Majorität von Menschen nimmer wird gelingen lassen. Wir haben ja nur die Aufgabe, zu schüren, schlummernde Riesenkräfte zu wecken, den Elementargewalten wenn erforderlich Bahn zu brechen, oder dieselben einzudämmen. Alles Uebrige besorgt der eine große Agitator, der so unendlich beredte, über alle Lebewesen finster und unerbittlich gebietende, — sein Name ist — Hunger!

Es fragt sich nun, ob der Kapitalismus, wenn er auch nicht nothwendig ist, um die Ablöhnung der Arbeiter durch Kapitalvorschüsse zu decken, da die Arbeit, wie nachgewiesen, unter allen Umständen, selbst wenn das Arbeitsprodukt nicht direkt vom Kapitalisten verwerthet werden kann, durch stetige progressive Wertherzeugung sich selbst belohnt, es fragt sich nun, ob der Kapitalismus nicht vielleicht erforderlich ist, um die Vorbedingungen der Produktion zu erfüllen, das heißt, um die Kosten der zur Produktion gehörigen Vorarbeiten zu bestreiten. Wählen wir ein Beispiel. Um auf großindustriellem Wege Seidenstoffe produziren zu können, muß der Kapitalist, bevor die Arbeiter mit der Produktion beginnen, vorerst ein Grundstück acquiriren, auf welchem die Fabrik erbaut wird; dann muß er Maschinen kaufen und Rohmaterial beschaffen. Das Alles erfordert Kapital. Sehr richtig! Nur ist nicht zu vergessen, daß alle diese Transaktionen keine Kapitalauslagen, sondern nur Kapital-

umsetzungen, Kapital-Transformationen bedeuten. Das Grundstück, das der Kapitalist erwirbt, um eine Fabrik darauf zu erbauen, ist ebenso wie die Maschinen und das Rohmaterial nichts weiter, als ein liquider Austauschartikel, das Kapital, das zu diesem Zweck verwandt wird, nichts weiter, als die flüssige Masse, in welcher die Güter zum Zweck der Produktion neue Verbindungen mit einander eingehen. Es handelt sich also auch bei den sog. Vorbedingungen der Produktion nicht um Kapitalvorschüsse, sondern nur um Kapital-Transaktionen; mit jeder Kapitalanlage erwirbt der Kapitalist durch Austausch neue Werthe in derjenigen Form, welche die jeweilige Art der Produktion bedingt. Wenn das Kapital nun nicht von Privatbesitzern vorgeschossen zu werden braucht, sondern nur gewisse Verwandlungen durchzumachen hat, um angeblich die Produktion ermöglichen zu können, so ist die Frage, ob die Vermittlung von Privateigenthümern bei diesen Umwandlungen eine Nothwendigkeit ist? Wenn man, um produziren zu können, kein Kapital auszulegen, sondern es nur gegen entsprechende Produktionsmittel auszutauschen braucht, wozu dann die kapitalistischen Goldonkel hinter den Coulissen? Ja, wird man hier erwidern, wenn das Kapital erforderlich ist, um die Produktion, wenn auch nur durch Austausch, in Gang zu bringen oder zu erhalten, so muß es doch irgendwoher genommen werden. Das ist unstreitig richtig, nur hat die Sache den Haken, daß das Kapital zur Produktion überhaupt nicht erforderlich ist.

Unter „Kapital“ in diesem Sinne hat man aufgesparte Arbeit zu verstehen, und der Gegensatz, in den sich die Kapitalisten zur Vernunft stellen, gipfelt darin, daß sie annehmen oder behaupten, es könne nicht produzirt werden, ohne daß aufgesparte frühere Arbeit vorhanden sei, wobei sie es natürlich für selbstverständlich halten, daß sich diese aufgesparte frühere Arbeit Anderer unkontrolirt in ihren Taschen befindet. Die Sache ist so schwierig nicht. Die Produktion bedarf eines solchen Reservefonds, der übrigens nicht von Blutsaugern, sondern nur von uneigennützigen Beamten des uneigennützigen Staates verwaltet werden dürfte, keineswegs; sie hat dergestalt organisirt zu sein, daß diejenigen Produzenten, deren Arbeitsgewinn sich nicht sofort realisirt, sondern erst durch einen weitläufigen Cirkulationsprozeß in der Zukunft Früchte trägt, im Austauschverkehr mit denjenigen Produzenten zu stehen haben, welche sich direkt mit Gewinnung von Lebensmitteln beschäftigen. Diese Produktionsprozesse haben sich gleichzeitig zu vollziehen und in einander hinein zu greifen. Sie vollziehen sich zwar schon heute, jedoch in Folge der ungeregelten Produktion, die sich nicht nach den Bedürfnissen der Allgemeinheit, sondern der wilden Konkurrenzbegier einzelner Individuen richtet, mit unendlicher Schwerfälligkeit und grenzenloser Vergeudung an Arbeitskraft und Nutzwerthen. Es ist klar, daß in all diesen Uebel-

ständen nur dann eine wirksame Abhülfe zu erwarten ist, wenn in der Produktion an die Stelle individueller Willkür der Ausdruck des Gesammtwillens und Gesammtbedürfnisses tritt, d. h. wenn der Staat zum alleinigen Besitzer und alleinigen Sachwalter des Besitzes erhoben wird. Der Verfasser behält es sich vor, diesen Gedanken des Weiteren im nächstfolgenden Schlußkapitel zu behandeln.

Wenn obige Darstellungen dazu gedient haben, das System der Ausbeutung des Arbeiters als Produzenten zu kennzeichnen, so gedenkt der Verfasser in nachstehender kurzer Ausführung die Thatsache zu beleuchten, daß der Arbeiter auch als Konsument auf Schritt und Tritt geschädigt wird. Es ist zwar bekannt, daß wir gemeiniglich im Zeitalter der Fälschung leben; nicht blos Butter, Käse und Kaffeebohnen werden gefälscht, sondern auch Geld, Gedanken und Gefühle, letztere sogar oft täuschend. Gefälschte Lebensmittel für gefälschtes Geld, und Lügen, die man von Wahrheiten nicht mehr unterscheiden kann: ein Streiflicht auf die Civilisation des neunzehnten Jahrhunderts. Leider ist es eine unleugbare Thatsache, daß Niemand unter der Fälschung, zumal der Lebensmittel-Fälschung, härter leidet, als gerade der Arbeiter, der vermöge seiner körperanstrengenden Thätigkeit der gesundesten und kräftigsten Nahrung bedürfte. Während die begüterte Klasse, deren für thätige und arbeitsame Menschen allerdings unerträgliche Arbeit wesentlich im Faullenzen besteht, vermöge ihrer Kaufkraft der Natur die besten Gaben abzuzwingen im Stande ist, wird der Arbeiter, der durch die unnatürlichen modernen Produktionsverhältnisse auf die billigsten Nahrungsmittel angewiesen ist, zunächst das Opfer des Industrieritterthums. „Billig und schlecht,“ das ist heute die Losung, mit welcher sich die modernen Produzenten im Konkurrenzkampf zu überflügeln bestreben, um den unbegüterten Konsumenten, der nur noch Mittel zum Zweck ist, zum Ankauf gefälschter und werthloser Produkte zu zwingen.

Es ist geradezu haarsträubend, in welchem Maße sich die ärmeren Klassen heutzutage mit verdorbenen Lebensmitteln und gesundheitsschädlichen Surrogaten abspeisen lassen müssen. Erkrankungen in Folge des Genusses verdorbenen Fleisches gehören in den „niederen“ Volksschichten zu den Alltäglichkeiten, zumal in den großen Städten. Doch nicht nur in diesen, nicht nur in den großen Industriecentren, sondern auch in kleineren Städten und auf dem flachen Lande nimmt die Zahl der Erkrankungen in Folge Genusses von verdorbenem Fleisch konstant zu. Es ist noch nicht gar lange her, daß in Wurzen, Königreich Sachsen, 140 Personen in Folge des Genusses vom Fleisch einer schwerkranken (tuberkulösen) Kuh, die wissentlich als solche ausgeschlachtet worden war, zum Theil lebensgefährlich erkrankten. Daß die Patienten, von denen viele starben, dem Arbeiterstande angehörten, braucht nicht erst bemerkt zu werden. —

Bekannt ist, welchen Fälschungen Mehl und Zucker unterworfen sind; es gibt in Deutschland Fabriken, in denen Schwerspath eigens zum Zweck der Fälschung von Zucker und Mehl verarbeitet wird. Abgesehen von dem betrügerischen Gewicht, das solchergestalt erzielt wird, ist die Wirkung pulverisirten Schwerspaths auf den menschlichen Organismus selbstredend gesundheitsschädlich. — Das Pariser Nahrungsmittel-Untersuchungsamt veröffentlichte kürzlich einen recht erbaulichen Bericht über die zu seiner Kenntniß gekommenen Brodverfälschungen. Die bequemste und daher gangbarste Verfälschung ist der Zusatz von Wasser, welcher durch eine Beigabe von Reis- oder Kartoffelmehl möglichst verdeckt wird. Direkt gesundheitsschädlich ist allerdings ein solcher Zusatz nicht; wohl aber befördert er die schädliche Schimmelbildung. Schlimmer ist der Zusatz von Alaun, weil er das Brod unverdaulich und die Beimischung von Reis-, Kartoffel- oder Erbsenmehl möglich macht, sowie die häufig vorkommende Verfälschung mit schwefelsaurem Kupfer. Dieser Stoff ermöglicht nämlich die Verwendung geringer Mehlsorten, erleichtert das Backen und macht das Brod obenein zum Aufsaugen einer größeren Menge Wassers fähig. Auch Borax, schwefelsaures Zink, Gips, Kreide, Thon kommen in dem Pariser Brode vielfach vor, ebenso die Vermischung von billigen Mehlsorten mit dem Weizenmehl, welches bekanntlich von den Franzosen fast ausschließlich zur Brodbereitung verwandt wird. Welche Maßregeln man gegen diese Verfälschungen zu ergreifen gedenkt, wird in dem Berichte nicht gesagt. — Im städtischen Laboratorium von Paris sind während des Monats September 1886 439 Weinmuster analysirt und von diesen nur 95 ungefälscht befunden worden. Von 402 Milchmustern waren 290 gut; bei 391 Bier-Analysen wurden 96 Fälle von Salicylisirung konstatirt. Ferner stellte es sich heraus, daß von 22 Mehlmustern 9 mit fremden Stoffen vermischt, von 24 Conserven 11 mit schädlichen Stoffen gefärbt waren. — In größtem Maßstab wird die Verfälschung der Getränke, namentlich des Biers, betrieben, eine Thatsache, die besondere Aufmerksamkeit verdient, weil das Bier in vielen Ländern nicht nur das National-Getränk ist, sondern auch, wenngleich irrthümlicher Weise, vom Volke als Ersatznahrungsmittel betrachtet wird. Die Zahl der zum Theil giftigen Surrogate, die zur modernen Bierfabrikation verwandt werden, ist eine enorme. Weinsteinsäure, Natron, Sacharin, Glycerin, Tannin, Salycilsäure, Doppelschwefelsäure, Kalk-Pottasche, Laugensalz, Weidenrinde, Aloë, Bitterklee, Tollkirsche, Herbstzeitlose (colchicum autumnale), Strychnin 2c. müssen sich vereinen, um dem Proletarier einen „erfrischenden“ und zugleich „nahrhaften“ Trunk zu verschaffen. Dazu gibt es dann noch ein Stück Wurst, in der Alles enthalten ist, was des Metzgers feister Hund verschmäht. Wie sagt Lassalle in seiner Frankfurter Rede? „So lange Ihr nur ein Stück

schlechte Wurst habt und ein Glas Bier, merkt Ihr das gar nicht, daß Euch etwas fehlt! Das kommt aber von Eurer verdammten Bedürfnißlosigkeit!" Soll der Verfasser von all den Surogaten reden, die dem Arbeiter als Gnadenknochen vorgeworfen werden? Von der „Kunstbutter", aus ranzigem Rindstalg verfertigt und daher in Amerika scherzhafter Weise „Ochsenbutter" genannt, von dem Kaffee, der nicht auf Arabien's Fluren, sondern auf deutschen Eichbäumen und Cichorienfeldern gewachsen, von dem Thee, dessen Herkunft in keiner chinesischen Plantage, sondern auf ehrlichen einheimischen Weidenbäumen zu suchen ist ꝛc. ꝛc.? — Soll der Verfasser alle diese kläglichen Auskunftsmittel einer bankerotten wirthschaftlichen Weltordnung aufzählen? Es kann ihm füglich erlassen werden. Es ist bekannt genug, womit der Arbeiter, der alle materiellen Werthe auf dem Erdball schafft, seinen Hunger zu stillen verdammt ist, während der reiche Parasit die Austern dutzendweise mit Champagner hinunterspült.

Nun leidet der Arbeiter nicht nur unter der Lebensmittelfälschung in härterer Weise, als die gesammte übrige Gesellschaft, sondern er hat auch noch den Löwenantheil der Konsumsteuern, der sog. indirekten Steuern, die von gewisser Seite in den Himmel gehoben zu werden pflegen, zu tragen, wie Lassalle an dem Beispiel Preußens glänzend nachgewiesen hat. Lassalle beweist, wie im Jahre 1855 von 97 Millionen preußischer Staatseinnahmen nur 12,800000 Thlr. aus direkten Steuern geflossen seien, und fährt dann fort: „Was über diese 12,800000 Thaler hinausgeht, das wird — man muß hier wieder nicht der unwissenschaftlichen Rubrizirung des Budgets folgen, welches z. B. den Ertrag des Salzmonopols von 8,300000 Thlr. oder die Einnahmen aus dem Justizdienst von 8,849000 Thlr. nicht zu den indirekten Steuern rechnet, — was über diese 12,800000 Thlr. hinausgeht, das wird, sage ich, mit Ausnahme weniger und sehr unbedeutender Posten, mit denen es eine besondere Bewandtniß hat, sammt und sonders aus Einnahmequellen aufgebracht, welche die Natur von *indirekten* Steuern haben, das wird also durch indirekte Steuern aufgebracht. Die indirekte Steuer (meine Herren) ist somit das Institut, durch welches die Bourgeoisie das Privilegium der Steuerfreiheit für das große Kapital verwirklicht und die Kosten des Staatswesens den *ärmeren Klassen* der Gesellschaft aufbürdet." Daraus erklärt sich die Vorliebe einer gewissen Klasse von Politikern für das Institut der indirekten Steuern zur Genüge.

Ein weiterer Uebelstand, der als treffender Beleg dafür gelten kann, wie sehr die Behauptung, daß die ökonomische Ungleichheit eine unabänderlich feststehende Thatsache sei, auf schwankender Grundlage beruht, ist die wohl von Niemandem geleugnete *Verschwendung im Staats- und Privathaushalt*. Wie viel Nutzwerthe und Produktionsmittel

durch das moderne kapitalistische Raubsystem verschwendet werden, dessen Träger in blinder Konkurrenzwuth nicht Bedürfniß und Nutzen der konsumirenden Gesammtheit, sondern nur den Ruin der Mitbewerber und die eigene Bereicherung im Auge haben, somit in letzter Instanz die Zerstörung des Kapitals selbst bewirken, bedarf hier keiner Besprechung. Hingegen kann es sich der Verfasser nicht versagen, der Verschwendung im Staatshaushalt in aller Kürze zu gedenken. Der Staat hat heutzutage, wie bereits an anderer Stelle erwähnt, nicht den idealen Zweck, allen seinen Angehörigen gleiche Existenzbedingungen zu sichern, oder auch nur eine „aufsteigende Klassenbewegung der Nichtbesitzenden vermöge der Herstellung einer wirthschaftlich gesicherten Existenz durch den Staat" zu fördern, was der moderne Staatssozialismus heuchlerischer Weise zu thun vorgiebt, sondern er scheint nur noch die Aufgabe der Erhaltung seiner korrupten Macht auf dem Wege der Gewalt, sowie die Aufgabe der Beschützung der besitzenden Klasse durch Zwangs-Institutionen zu haben, für deren enorme Kosten auch diejenigen Bürger aufkommen müssen, die sie, als gegen sich und ihre Freiheit gerichtet, auf das Schärfste verdammen. Alles, was für stehende Heere und für den Ueberfluß an Polizei verausgabt wird, ist, in diesem Lichte betrachtet, verschwendet! Verschwendung sind die kostspieligen Kriege, Verschwendung an Menschen und Kapital! Verschwendung die Unterhaltung der Höfe mit ihren Parasitenkolonien, Verschwendung die übermäßig hohen Löhne, die durch ein infames Patronage-System unwürdigen Staatsbeamten zugewendet werden, während die fleißigen Unterbeamten am Hungertuch nagen müssen, Verschwendung die Dotationen, wie sie erklärten Volksfeinden vom Schlage Bismarck's zu Theil werden! — Wenn die riesigen, aus dem Schweiße des Volks geprägten Summen, die solchergestalt verschwendet werden, dem Volke zurückerstattet würden, so wäre ein gut Theil „soziale Frage" gelöst!

Noch ungeheuerlicher als im Staatshaushalt, wird die Verschwendung im Privathaushalt getrieben, allerdings nicht mit derselben Absichtlichkeit. Man vergegenwärtige sich nur einmal eine jener modernen Miethskasernen, in welchen vielleicht 30 bis 40 Familien eingepferchte leben. Jede dieser Familien betreibt einen Haushalt für sich, wie das der Dachs, der Fuchs, der Hamster zu thun pflegt; in jedem solchen Haushalt wird täglich 3 Mal gefeuert, so daß an einem Tage in einem solchen Hause 3 × 30 resp. 3 × 40, also 90 resp. 120 Feuer angezündet und unterhalten werden; 90 resp. 120 Mal am Tage wird in einem solchen Hause gekocht, geschmort und gebraten. Man bedenke, welch' eine Verschwendung an Brennmaterial, an Nahrungsmitteln, Zeit und Arbeitskraft ein solcher Haushaltungsmodus involvirt! — Für diese 30 oder 40 Familien könnte mit einem Aufwande vielleicht des zehnten

Theils der Kosten der Haushalt trefflich geführt werden, wenn sich nicht jede Familie aus unvernünftigem, rein thierischem Partikularismus apart beköstigen wollte. Es brauchte in solch einem Hause anstatt 90 oder 120 Mal nur 3 Mal täglich gefeuert zu werden, und es würde nicht nur derselbe Effekt erzielt, sondern es könnten die Nahrungsmittel im Gegentheil besser, gesunder, schmackhafter, luxuriöser und vor Allem ungleich wohlfeiler hergestellt werden, wofür uns ja jedes Hotel, jede Volksküche den glänzendsten Beweis liefert. Es werden alljährlich Hunderte von Millionen durch den unpraktischen Privathaushalt in der Welt verschwendet, die der Gesammtheit erhalten bleiben könnten, wenn der Haushalt mehr vergesellschaftlicht werden würde. Dazu kommt noch, daß der moderne Privathaushalt der Frau eine Last auferlegt, die sie zu jeder anderen Beschäftigung unfähig macht, sie dauernd zur Dienstbotin des Mannes degradirt, und vermöge der Macht der Gewohnheit zum verderblichen Irrwahn führt, als bestände die ganze Lebensaufgabe der Frau darin, für den Mann zu kochen, wie die verstorbene Frau Professor Scherr in ihrem Kochbuch des Breiteren darthut. Die moderne unpraktische, unsinnige Haushaltungsweise ist unstreitig ein Haupthinderniß der Frauenemanzipation!

Nun könnte hier von mancher braven Hausfrau erwidert werden, die Vergesellschaftlichung des Haushalts sei praktisch undurchführbar, und wenn durchführbar, würde sie das „häusliche Glück“, die „Gemüthlichkeit“, kurzum den ganzen Schlendrian des sog. Familienlebens untergraben. Darauf könnte kurz und bündig geantwortet werden: Wer die Augen offen hält, der kann sich leicht davon überzeugen, daß die angeregte Reorganisation des Haushaltungswesens sich bereits heute, wenn auch langsam, in den großen Städten vollzieht, und deutlich das Bestreben der Gesellschaft erkennen läßt, den Haushalt in die Oeffentlichkeit übergehen zu lassen. In großen Städten, zumal in denen Amerika's, sieht man selbst wohlhabende Familien auf die „Vortheile“ des privaten Haushalts verzichten, um der Wohlthaten und Bequemlichkeiten des gemeinsamen Haushalts, wie ihn Hotels, „Private Boardinghouses“ 2c. bieten, theilhaftig werden zu können. Wenn wohlhabende Familien der Bequemlichkeit halber den Privathaushalt fallen lassen, so wäre es für das Proletariat geradezu eine Pflicht der Selbsterhaltung, dasselbe zu thun. Wie der Staat für Nothdurft und Nahrung der Armeen sorgt, so gut wie diese in bestimmten Gruppen gemeinsam beköstigt werden, so könnte auch der Haushalt des Beamtenheeres ein öffentlicher sein, so könnten die Industriellen mit ihren Familien an öffentlichen Tafeln gespeist werden. — Thatsächlich haben mehrere Großindustrielle in New York mit dem besten Erfolge und zur größten Befriedigung ihrer Angestellten derartige Anordnungen getroffen, die, wenn auch egoistischen

Motiven der Unternehmer entsprossen, sich dennoch für beide Theile als vortheilhaft erwiesen haben. In England und Nord-Amerika sieht man Repräsentanten mannigfacher Berufssphären auch aus eigener Initiative auf den Privathaushalt verzichten, um im öffentlichen Leben, in Klubs und freiwilligen Associationen, die sich je nach lokalen Bedürfnissen organisiren, die großen Annehmlichkeiten eines auf gemeinsame Kosten durch praktische, ökonomisch gebildete Fachleute geleiteten Haushalts sorglos genießen zu können. Und es ist wirklich erstaunlich, welch' ein Komfort ermöglicht werden kann, wenn eine größere Anzahl von Familien gemeinschaftlich haushält! Der Verfasser hat die Speisesäle eines großen industriellen Instituts in New York, dessen Angestellte nach Hunderten zählen, mehrmals zum Zweck der Information besucht, während gerade die gemeinsame Mahlzeit eingenommen wurde. Diese Speisesäle gewährten mit ihrer eleganten Ausstattung, ihren Blumen und Gewächsen, den mit schneeweißen Tischdecken und Servietten bedeckten Tafeln, ganz den Anblick einer komfortablen Hotel-Table d'hôte. In einer riesigen Küche, die mit Dampf geheizt wurde, war ein halbes Dutzend weißgekleideter Köche mit der Herstellung der schmackhaftesten Speisen beschäftigt, wie man sie sonst nur in feinen Hotels erhalten kann. Der angenehme Eindruck wurde noch erhöht durch die lebhafte, fröhliche Konversation der aus Herren, Damen und Kindern bestehenden Tischgesellschaft. Aehnliche Eindrücke empfängt man auch in den englischen und nordamerikanischen Klubs und Boarding-Häusern. Im „Guide through New York and Environs“ (Charles Magnus' National Printing Establishment) ist unter der Rubrik „Hotels“ pag. 108 zu lesen: „Dazu kommt aber noch die Neigung der Amerikaner, in Hotels zu leben. Sie fühlen sich nirgends anscheinend wohler, als in einem solchen, und die unbedingt nöthigen Folgen, welche die Ehe draußen (d. h. in Europa) mit sich bringt in der Gründung des Hausstandes, sind hier nicht als solche anerkannt. Unzählige von Familien schlagen hier ihr Heim in den Hotels auf, und leben Jahre lang in denselben; der Junggesellen gar nicht zu gedenken, die es jederzeit vorziehen, in einem solchen oder in einem Boarding-Haus sich häuslich niederzulassen, wo sie aller Sorgen für das äußere Leben überhoben sind. Dieser Neigung verdanken die Hotelbesitzer einen Stamm von Gästen, der sie nie verläßt und der sie befähigt, ihre Etablissements in einer enormen Weise auszudehnen und mit allem Komfort zu versehen, den der Mensch nur wünschen kann.“ Um wie viel angenehmer und komfortabler ließe sich der öffentliche Haushalt erst gestalten, wenn er nicht mehr Gegenstand der geschäftlichen Spekulation, privater Unternehmungslust, sondern Gegenstand der Sorgfalt des Staats wäre, der uneigennütziger Weise das Gesammtbedürfniß und den Gesammtvortheil im Auge hat. — Allerdings ist nicht zu leugnen,

daß dabei die sog. „Gemüthlichkeit", das „Familienglück", und wie die imaginären Säulen des selbstbetrügerischen, spießbürgerlichen Pflanzendaseins alle heißen mögen, den Weg alles Fleisches gehen würden. Nun, — der Schaden wäre nicht groß; denn hinter der „Gemüthlichkeit", dem „Familienglück", dem „häuslichen Leben", und all' den schönen Phrasen, verbirgt sich so viel Heuchelei, Mißgunst, Unzufriedenheit, Tyrannei, Selbstsucht und Selbstbetrug, daß man die moderne Familie mit Recht als eine Strafanstalt für alle freien Geister bezeichnen könnte. —

Der Verfasser naht sich hier dem Abschluß seines Kapitels über „die Moral von heute", und sieht sich, da er etwas weitschweifig werden mußte, genöthigt, den inneren Zusammenhang dieses Kapitels mit dem Endzweck der ganzen Arbeit nochmals in die richtige Beleuchtung zu stellen. — Wie die früheren Abschnitte dieser Arbeit, so hat auch dieses Kapitel den Zweck gehabt, den Nachweis zu versuchen, daß die Moral nicht der Ausfluß der Religionen sei. Die Religion, deren sich unsere moderne Gesellschaft rühmt, ist die christliche, die Religion der Toleranz und Menschenliebe; wäre nun die Moral eine Frucht der Religion, so müßte unsere Zeit ein Muster von Gerechtigkeit und Sittlichkeit sein. Da dies, wie das nun zu beschließende Kapitel dargethan hat, keineswegs der Fall ist, da wir trotz des scheinbar festgewurzelten Christenthums in der Aera des Kampfes Aller gegen Alle leben, da das Prinzip der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, die Heiligsprechung Gott Mammons, der Fluch der ehrlichen Arbeit, unleugbar die Signatur unserer Zeit bilden, da Lüge, Heuchelei und Niedertracht ihre wildesten Orgien feiern, trotzdem die Pfaffen allenthalben die Kirchenglocken läuten und Nächstenliebe predigen, da Christus heute alltäglich an's Kreuz genagelt wird, da seine Lehre alltäglich mit brutalem Cynismus verleugnet wird, trotzdem das Christenthum als statutarische Religion den Erdball zu erobern droht, — so muß jeder denkende Leser konsequenter Weise zu der Ueberzeugung gelangen, daß die Moral unabhängig von der Religion „gottverlassen" ihre eigenen Wege wandelt. Diese Wege, so verschlungen und gefahrvoll sie erscheinen, sie führen unaufhaltsam zur Verwirklichung des Postulats aller Religionen, die der Sittlichkeit ihre Entstehung verdanken: zur Gerechtigkeit.

Der Gottesbegriff in der Gegenwart und Zukunft.

„Der Gott, der uns moralische Vorschriften macht, das sind wir selbst in unserer Gesammtheit; diese Vorschriften gern befolgen, heißt an Gott glauben.“

Es wird den Leser vielleicht befremdet haben, in einer Schrift, die den hochtönenden Titel „der Gottesbegriff in der Gegenwart und Zukunft“ trägt, so viel von der sozialen Frage, von „Kapital und Arbeit“, von Frauenemanzipation, von Verschwendung im Staats- und Privathaushalt, und ähnlichen profanen Dingen zu lesen. Was haben alle diese Dinge mit dem Gottesbegriff zu thun? Mit dem Gottesbegriff im Sinne der theologischen Schulweisheit allerdings gar nichts! Daß der Verfasser sich unter dem Begriff Gottes keine Persönlichkeit, auch keinen Geist zu denken vermag, sondern die Idee der Göttlichkeit mit der Summe aller menschlichen, durch die Soziabilität erzeugten Pflichtgebote für identisch hält, wird ihm wohl kaum ein verständiger Leser verübeln. Sagt doch schon Altmeister Kant, wo er „von den Triebfedern der reinen praktischen Vernunft“ redet („der Kritik der praktischen Vernunft erster Theil“, herausgegeben von Karl Kehrbach), Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. pag 101): „Aber Liebe zu Gott als Neigung (pathologische Liebe) ist unmöglich; denn er ist kein Gegenstand der Sinne. (Was können wir denn überhaupt erfassen, was nicht einzog durch das Thor der Sinne? Anmerk. des Verf.) Eben dieselbe (die Liebe nämlich) gegen Menschen ist zwar möglich, kann aber nicht geboten werden; denn es steht in keines Menschen Vermögen, Jemanden blos auf Befehl zu lieben. Also es ist blos die praktische Liebe, die in jenem Kern aller Gesetze verstanden wird.“ (Liebe Gott über Alles, und deinen Nächsten als dich selbst.) Ja, die praktische Liebe ist es, die den Kern aller Pflichtgesetzgebung ausmacht! Die praktische Liebe, welche den Nutzen der Gesammtheit, die Erhaltung und Weiterentwicklung der menschlichen Race in ihrer einmal durch die Soziabilität erreichten Kulturhöhe unbewußt bezweckt, so unbewußt, als etwa die natürliche Zuchtwahl auf biologischem Gebiet dasselbe zu erreichen bestrebt ist.

Welcher Mensch dagegen seinen individuellen Selbstzweck, Einhaltung aller der Gesammtheit frommenden Pflichtgebote, mit vollkommener Klarheit und mit dem Bewußtsein, sich selbst damit nicht zu fördern, erreicht, der steht auf dem Höhepunkt des Erreichbaren, der ist eine menschliche Idealgestalt, wie sie uns in Christus entgegentritt. An Christus glauben, heißt also, die Hoffnung auf eine gedeihliche Weiterentwicklung der Menschheit nicht aufgeben, heißt, die rein mechanische Selbstliebe, den momentanen thierischen Selbsterhaltungstrieb dieser Hoffnung unterordnen, heißt, das „Ich" der Gattung unterordnen. Die gottlosesten Leute sind mithin Diejenigen, die das „après nous le déluge“ predigen, die unverbesserlichen Pessimisten, die in der Ueberzeugung, daß die Welt ein Jammerthal war, ist und ewig bleiben wird, jeder Neuerung, die mit Opfern verbunden ist, feindlich gegenüber stehen. (Daß diese „gottlosesten" Leute sich heute als ganz besonders gottesfürchtig geriren und über die „Sozialistenbrut", die allein sich opfermuthigen Idealismus bewahrt zu haben scheint, Zetermordio schreien, ändert nichts an dieser Thatsache.) Der Sozialismus ist der natürliche Erbe des Christenthums, er ist dessen direkter Nachfolger, er ist der „Gottesbegriff" der Gegenwart und Zukunft! Wer das leugnen will, der ist mit unheilbarer Blindheit geschlagen, oder aber er findet seine Rechnung dabei.

Das Wesen des Sozialismus, seine Verirrungen, die Art seiner Verbreitung, die Hindernisse, die ihm in den Weg gelegt werden, die Verfolgung seiner Jünger, erinnern zu auffallend an die erste Periode der Entwicklung des Christenthums, als daß es sich der Verfasser versagen könnte, eine kleine Parallele zwischen diesen beiden gewaltigsten Kulturbewegungen anzustellen. Dieser Vergleich ist zwar weder neu, noch lassen sich ihm wesentlich neue Seiten abgewinnen, doch hat er den Vorzug, daß alle Gesichtspunkte, die für die Religion der Gegenwart und Zukunft bestimmend sind, sich spielend aus ihm entwickeln lassen. Worin Christenthum und Sozialismus sich vor Allem berühren, ist der Boden ihrer Entwicklung, die Ursache ihrer Entstehung. Wie das Christenthum eine richtige Emanzipationsbewegung war und sich durch die ihm innewohnende Tendenz des Widerstandes gegen ein herrschendes korruptes System und des Strebens nach geistiger Freiheit als eine eminent revolutionäre Bewegung kennzeichnete, so ist auch der Sozialismus von derselben emanzipatorischen Bedeutung, nur, durch die natürlichen Verhältnisse, namentlich die Entwicklung der Großindustrie, bedingt, in erweitertem, tieferem Sinne, indem er die geistige Freiheit als eine Frucht der ökonomischen Freiheit betrachtet, indem er die erstere von der Einsetzung der letzteren abhängig macht, und daher konsequenter Weise einen praktischeren Weg eingeschlagen hat. Während das Christen-

thum die gesellschaftlichen Uebel, die es gar wohl erkannte, auf die es aber aus Furcht vor der Machtstellung des Staates nicht gründlicher einzutreten sich getraute, mit Palliativmitteln zu beseitigen hoffte (Wohlthätigkeit, Nächstenliebe 2c. 2c.), geht der Sozialismus, die Moralkerne des Christenthums beibehaltend, diesen Uebeln auf die Wurzel, strebt er nach möglichst vollkommener Beseitigung der Ursachen derselben durch Einführung einer gerechten Weltordnung: durch Abschaffung des Privatbesitzes. Der Sozialismus will die darbende Menschheit nicht auf Wohlthätigkeit, Barmherzigkeit, Güte und Gnade angewiesen wissen, sondern einzig und allein auf Gerechtigkeit. Das Ziel ist dasselbe, nur in der Anwendung der Mittel unterscheiden sich Christenthum und Sozialismus; was das erstere begann, der letztere hat es zu vollenden. Beide Richtungen sind in demselben Sinne durch und durch revolutionär; der Glaube an die Arche Noah, oder an die angeblichen Wunderthaten Christi, den Schwachköpfe für ein unerläßliches Attribut des Christenthums zu halten pflegen, ändert Nichts an dieser Thatsache. Gerade das, was die Gegner des Sozialismus an demselben zu tadeln haben, ist der eigentliche, wahre Kern des Christenthums, bisher verschleiert durch den Nebel dogmatischer Lügengewebe. Das Christenthum postulirt Gleichheit vor dem Gesetz Gottes, der Sozialismus Gleichheit vor dem Gesetz der Menschheit, Gleichheit auf Erden; da nun die Gesetze einer imaginären Gottheit gleichbedeutend sind mit den Satzungen der Menschen, die ihre Pflichtgebote in die mannigfachste Form kleideten, ihnen etwa auch die Gestalt „göttlicher Offenbarungen" verliehen, so ist es klar, daß die Forderungen des Christenthums und des Sozialismus auf Dasselbe hinauslaufen. Und diese Forderungen sind es auch, die bis auf den heutigen Tag von den herrschenden Gewalten an beiden Lehren nicht anerkannt werden! Menschen, welche Privilegien auf Erden für sich in Anspruch nehmen, Privilegien, die von ihren „Göttern" angeblich anerkannt werden, wie der Titel „von Gottes Gnaden" vermuthen läßt, solche Menschen würden auch im erträumten Himmel ihre „Vorrechte" behaupten wollen, sie würden sich auch im himmlischen Theater die Logenplätze sichern, sie würden auch dort die „Aristokratie" sein. Wie singt Hoffmann von Fallersleben in seiner wuchtigen, knorrigen Weise?:

„Dort wie hier."

Ich wollt', es wäre Schlafenszeit
Und Alles schon vorbei.
Wir werden von der Frohnarbeit
Doch nun und nimmer frei.
Zur Arbeit sind wir hier allein,
Dort wird es auch nicht anders sein.

Der Pfarrer hört's und tröstet sie:
„Ihr lieben Kinder mein,
So etwas giebt's im Himmel nie,
Da wird nur Freude sein.
In unsers Herren Himmelreich
Ist Einer nur dem Andern gleich."

„Herr Pfarr, was Ihr vom Himmel sprecht,
Wenn Ihr's gewiß auch wißt,
Ganz gleich, das glaub' ich doch nicht recht,
Ich weiß schon, wie es ist:
Die Andern trinken Wein und Bier,
Und unterdessen donnern wir."

Es ist dem Verfasser nie recht klar geworden, weshalb die Menschen denn eigentlich nur vor „Gott" gleich sein sollen, weshalb nur er keinen Unterschied machen soll zwischen Juden und Christen, zwischen Proletariern und Millionären, zwischen Herren und Bauern, da doch alle Welt diese Unterschiede macht?! Räumt man „Gott" damit im Bewußtsein seiner eigenen Unfähigkeit ein kritisches Uebergewicht, einen größeren Grad von Intelligenz und Gerechtigkeitsliebe ein, — und wenn so, warum gibt man sich nicht die geringste Mühe, in dieser Beziehung „gottähnlicher" zu werden? Ist nicht sonst das Bewußtsein der eigenen Unzulänglichkeit verbunden mit dem Bewußtsein der Ueberlegenheit eines Andern ein Sporn zur Besserung seiner selbst?

Doch wozu die Fragen! Wir wissen ja, daß die Qualitäten der Götter stets Denjenigen der Menschen, die sie erfunden haben, äquivalent sind! Mit dem Christenthum haben die Menschen einmal eine gute Idee, eine noble Anwandlung gehabt; sobald die Mächtigen aber merkten, zu welchen revolutionären Konsequenzen gute Ideen führen können, da fingen sie ihre selbstgeschaffenen Ideale praktisch zu desavouiren an, da ersannen sie das Märchen von der unerreichbaren göttlichen Gnade und von der Schwachheit der Menschen. Welch' eine bequeme Ausflucht! Nun, da der Sozialismus endlich einmal den Versuch macht, das Christenthum ernsthaft und praktisch zu nehmen, es in's modern Hochdeutsche zu übersetzen und die Frommen am Wort zu halten, da regt sich wieder die Kanaille, die Christus einst aus dem Tempel gepeitscht hat, und von Neuem ruft man „Kreuziget ihn! Kreuziget ihn!"

Ja die Gleichheit, die verd— Gleichheit! In ihr berühren sich Christenthum und Sozialismus; die Idee der Gleichheit hat der Sozialismus dem Christenthum abgelauscht, wie denn überhaupt die Weltgeschichte die Marotte zu haben scheint, gute Gedanken nicht verloren gehen zu lassen. Aber nicht nur die „gute Idee" der Gleichheit verdankt der Sozialismus dem Christenthum, sondern noch einen anderen trefflichen

Gedanken: den Gedanken der Universalität, oder um sich moderner auszudrücken, den Gedanken des Internationalismus, dieses Todtengräbers aller Vorurtheile. Christus ist der eigentliche Begründer der rothen „Internationale“, er, dem das „kananäische Weib“ nicht weniger galt, als seine israelitischen Landsmänninnen. Nachdem einmal der unselige nationale Partikularismus auf religiösem Gebiet unmöglich geworden war, da war es nur noch eine Frage der Zeit, daß auch auf politischem und sozialem Gebiet internationale Bewegungen Platz griffen. Der Sozialismus ist auch hierin der einzig rechtmäßige Erbe des Christenthums: er predigt Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Gerechtigkeit ohne Unterschied der Nation, er rettet den ganzen goldenen Kern der Morallehre Christi, allen Pharisäern zum Trotz, die anstatt des Kerns die Schalen, anstatt der weltbeglückenden Wahrheiten die hohlen Dogmen bewahrt wissen wollten, die dem Volke anstatt des erquickenden Brodes des Evangelii die trockene Spreu theologischer Kasuistik bieten wollten. Das ist das große Verbrechen des Sozialismus. Er hat sich aber noch ein größeres zu Schulden kommen lassen, das ihm von allen Denjenigen, die ebensowenig in's Himmelreich kommen, als ein Kameel durch ein Nadelöhr geht, nimmer verziehen wird: er hat dem Christenthum den Kommunismus entlehnt, nicht den wüsten, unverstandenen Kommunismus, der erst zerstören und sich dann in Schutt und Trümmer theilen will, sondern den verständigen, wissenschaftlichen Kommunismus, der Jedermann nach seinen Werken belohnen will, der Jedermann die Früchte seiner Arbeit unverkürzt sichert. Wer in der Welt hätte die Unverfrorenheit, zu behaupten, daß wenn Christus heute noch lebte, er die Polizeiwillkür beispielsweise der Aera Puttkamer-Bismarck billigen würde, er, der ein Freund der Mühseligen und Beladenen war? Der Gedanke ist so ungeheuerlich, daß selbst ein deutscher Mordspatriot vor ihm stutzen müßte! Oder sind die Christus-Naturen bei den Bismarck-Verehrern zu suchen? Was würde Christus zu einem Ihering-Mahlow, was zum Freiberger Monstre-Prozeß zu sagen haben? (Man setze die Fragen fort — mit Grazie in infinitum!)

Der Gerechtigkeit halber muß hier erwähnt werden, daß die Entwicklung des Sozialismus derjenigen des Christenthums auch in ihren Verirrungen ähnelt. Wie das Christenthum auf die Abwege der katholischen und protestantischen Orthodoxie und des Cäsaro-Papismus gelangt ist, wie die Lehren des Lao-tse und Buddha in Schamanismus und Brahmanismus ausarteten, so ist auch der Sozialismus von doktrinären Verirrungen nicht verschont geblieben, die sich in den extremen Gegensätzen Anarchismus und „Marxismus“ kennzeichnen. Es ließe sich über diese beiden Extreme manches Interessante sagen, doch liegen die Details der Frage außerhalb des Rahmens dieser Schrift. Die An-

archisten spielen in der sozialistischen Bewegung etwa die Rolle fanatischer, ehrlicher Salutisten, während die sog. Marxisten sich als die „allein Rechtgläubigen“ geriren. Der Verfasser glaubt weder an die Mission der Einen, noch an diejenige der Anderen. Diejenigen der Sozialisten, die sich für die „allein Rechtgläubigen“ halten, und die neben ihrem Götzen Karl Marx, dessen gewaltige wissenschaftliche Bedeutung vom Verfasser durchaus nicht bemängelt werden soll, keine anderen Götter, oder höchstens als Halbgott minoris gentis Friedrich Engels noch gelten lassen wollen, sollten bedenken, daß Toleranz gegen Andersdenkende die erste Pflicht gerade des Sozialisten sei, und daß Dogmen mit Dogmen nicht zu bekämpfen sind. Diese Jünger der „allein selig machenden Kirche“ thäten wahrlich wohl daran, das Unfehlbarkeitsdogma den „Ultramontanen“ zu überlassen, namentlich da sie in neuester Zeit durchaus keine Proben ihrer Infallibilität abgelegt haben. (Der Verfasser verweist hier auf die treffliche Schrift des bekannten National-Oekonomen C. A. Schramm, betitelt „Rodbertus, Marx, Lassalle. Sozialwissenschaftliche Studie“. Verlag von L. Viereck, München.)

Diese Verirrungen sind als „Kinderkrankheiten“ der großen sozialistischen Weltbewegung zu bezeichnen und werden dereinst nur der historischen Kuriosität halber erwähnt werden, etwa wie man sich heute der Inquisition und der Hexenprozesse aus der Geschichte des Christenthums erinnert.

Auch die Art der Verbreitung des Sozialismus mahnt an das Christenthum. Beide Lehren appelliren in erster Linie an die Unzufriedenen, Armen und Unterdrückten, an die „Mühseligen und Beladenen“. „Kommet Alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken,“ mit diesen tröstlichen Worten wenden sich sowohl Christenthum als Sozialismus an die darbende, unterdrückte Menschheit; beide halten es mit den Armen und Elenden; beide stehen den Besitzenden feindlich gegenüber. Christus hat diesen Standpunkt sehr unzweideutig präzisirt, wie unzählige Bibelstellen beweisen. So sagt er Lucä 6. 24—25: „Aber dagegen wehe euch Reichen! denn ihr habt euren Trost dahin. Wehe euch, die ihr voll seid! denn euch wird hungern. Wehe euch, die ihr hier lachet! denn ihr werdet weinen und heulen.“ Oder, Lucä 5. 31: „Und Jesus antwortete und sprach zu ihnen: Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken.“ Recht sozialistisch klingen auch die Worte Christi Lucä 22. 25—26: „Er aber sprach zu ihnen: Die weltlichen Könige herrschen, und die Gewaltigen heißt man gnädige Herren; ihr aber nicht also; sondern der Größte unter euch soll sein wie der Jüngste, und der Vornehmste wie der Diener.“ Auch Matth. 23. 14 könnte ebensogut von einem Sozialisten verfaßt sein: „Wehe euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr der Wittwen

Häuser fresset, und wendet lange Gebete vor! Darum werdet ihr desto mehr Verdammniß empfangen." | Lucä 7. 22: „Und Jesus antwortete und sprach zu ihnen: Gehet hin und verkündigt Johannes, was ihr gesehen und gehört habt: die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein, die Tauben hören, die Todten stehen auf, den Armen wird das Evangelium geprebigt." | Lucä 3. 9 bis 11: „Es ist schon die Axt den Bäumen an die Wurzeln gelegt: welcher Baum nicht gute Frucht bringt, wird abgehauen und in das Feuer geworfen. Und das Volk fragte ihn und sprach: Was sollen wir denn thun? Er antwortete und sprach zu ihnen: Wer zwei Röcke hat, der gebe dem, der keinen hat; und wer Speise hat, thue auch also." | Lucä 12. 15: „Und sprach zu ihnen: Sehet zu und hütet euch vor dem Geiz: denn Niemand lebet davon, daß er viele Güter hat." | Marci 12. 41—43: „Und Jesus setzte sich gegen den Gotteskasten, und schaute wie das Volk Geld einlegte in den Gotteskasten. Und viele Reiche legten viel ein. Und es kam eine arme Wittwe, und legte zwei Scherflein ein; die machen einen Heller. Und er rief seine Jünger zu sich, und sprach zu ihnen: Wahrlich ich sage euch: Diese arme Wittwe hat mehr in den Gotteskasten gelegt, denn Alle, die eingelegt haben." | Matth. 19. 21—24: „Jesus sprach zu ihm (d. h. dem reichen Jüngling): Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe, was du hast, und gib es den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben; und komm, und folge mir nach. Da der Jüngling das Wort hörte, ging er betrübt von ihm; denn er hatte viele Güter. Jesus aber sprach zu seinen Jüngern: Wahrlich ich sage euch: Ein Reicher wird schwerlich in's Himmelreich kommen. Und weiter sage ich euch: Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher in's Reich Gottes komme." | Lucä 14. 13: „Sondern, wenn du ein Mahl machest, so lade die Armen, die Krüppel, die Lahmen, die Blinden." | Lucä 19. 26: „Ich sage euch aber: Wer da hat, dem wird gegeben werden; von dem aber, der nicht hat, wird auch das genommen werden, das er hat." | Matth. 6. 24: „Niemand kann zweien Herren dienen. Entweder wird er einen hassen, und den andern lieben; oder wird einem anhangen, und den andern verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon." Man sieht aus diesen und noch vielen anderen Bibelstellen,*) daß Christus den Reichen nicht übermäßig grün gewesen ist, während er den Armen und Elenden von Herzen zugethan war, wie er nicht nur in Worten, sondern auch in praktischen Thaten, Krankenheilungen, Speisung der Hungernden u. s. w., hinreichend dargethan hat.

*) Es sei hier nur noch an die Gleichnisse vom „barmherzigen Samariter" und dem „reichen Mann und dem armen Lazarus", Lucä 10. 30—37 resp. Lucä 16. 19—31, erinnert!

Christenthum und Sozialismus predigen den Armen das Evangelium der Freiheit und Gerechtigkeit: in dieser Thatsache findet sich die Erklärung für das gewaltige Wachsthum beider Bewegungen.

Christenthum und Sozialismus stimmen auch in den Forderungen, die sie in der Kampfperiode an ihre Jünger stellen, überein: beide verlangen totale Selbstverleugnung ihrer Jünger und suchen dieselben daher nicht in den Reihen der Reichen und Mächtigen, sondern in der arbeitenden Klasse. (Petrus, Andreas, Jacobus und Johannes waren arme Fischer, die Christus bei ihrer Arbeit aufsuchte, für seine Sache gewann und zu „Menschenfischern" machte. Matth. 4. 18—22. Er selbst arbeitete bis zu seinem 30. Jahre als Schreinergesell.) Als Christus seine zwölf Apostel absandte, da befahl er ihnen die größte Selbstverleugnung an (Matth. 10. 8—10): „Machet die Kranken gesund, reiniget die Aussätzigen, wecket die Todten auf, treibet die Teufel aus. Umsonst habt ihr es empfangen, umsonst gebt es auch. Ihr sollt nicht Gold, noch Silber, noch Erz in euren Gürteln haben; auch keine Tasche zur Wegfahrt, auch nicht zwei Röcke, keine Schuhe, auch keinen Stecken. Denn ein Arbeiter ist seiner Speise werth." Christus selbst ging seinen Jüngern mit gutem Beispiel voran und konnte mit Recht von sich sagen (Lucä 9. 58): „Die Füchse haben Gruben und die Vögel unter dem Himmel haben Nester; aber des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege." Eine gleiche Selbstverleugnung und Hintansetzung aller eigenen Interessen verlangte er von Allen, die ihm nachfolgen wollten. (Lucä 9. 59—62): „Und er sprach zu einem Andern: Folge mir nach! Der sprach aber: Herr, erlaube mir, daß ich zuvor hingehe und meinen Vater begrabe. Aber Jesus sprach zu ihm: Laß die Todten ihre Todten begraben; gehe du aber hin und verkündige das Reich Gottes. Und ein Anderer sprach: Herr, ich will dir nachfolgen; aber erlaube mir zuvor, daß ich einen Abschied mache mit Denen, die in meinem Hause sind. Jesus aber sprach zu ihm: Wer seine Hand an den Pflug legt, und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reich Gottes." (So wenig als zum Sozialismus!) An einer anderen Stelle (Lucä 14. 33) sagt Christus: „Also auch ein Jeglicher unter euch, der nicht absagt Allem, das er hat, kann nicht mein Jünger sein." Oder (Marci 8. 34): „Und er rief zu sich das Volk sammt seinen Jüngern und sprach zu ihnen: Wer mir will nachfolgen, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach." Einen ebenso strengen Maßstab legte Christus an sich selbst, wie aus Matth. 12. 46—50 hervorgeht: „Da er noch also zu dem Volk redete, siehe, da standen seine Mutter und seine Brüder draußen, die wollten mit ihm reden. Da sprach Einer zu ihm: Siehe, deine Mutter und deine Brüder stehen draußen und wollen mit dir reden. Er antwortete aber und sprach zu dem, der es ihm ansagte: Wer ist meine

Mutter? und wer sind meine Brüder? Und reckte die Hand aus über seine Jünger und sprach: Siehe da, das ist meine Mutter und meine Brüder. Denn wer den Willen thut meines Vaters im Himmel, derselbe ist mein Bruder, Schwester und Mutter."

Solch' eine ungeheure Selbstverleugnung und Vorurtheilslosigkeit kann einem Menschen nur das Bewußtsein verleihen, für eine große ewige Sache zu kämpfen. Thatsächlich läßt sich ein so hoher Grad von selbstloser Hingabe und unbeugsamer Vorurtheilslosigkeit außer bei den Märtyrern der ersten christlichen Epoche nur noch bei Bekennern des modernen Sozialismus beobachten. Von Land zu Land gehetzt, arm, heimatlos, nicht selten gewaltsam von Frau und Kindern getrennt, aus dem Kreise des Berufs und der Freunde gerissen, der Freiheit beraubt, verfolgt, geächtet und mißhandelt, bleibt die Mehrzahl der Bekenner des Sozialismus ihrer Ueberzeugung getreu, getreu bis in den Tod. Das muß ihnen selbst der Neid der Feinde zugestehen! — Man mag über die sozialistische Bewegung denken, wie man will, Eines wird man unter allen Umständen anerkennen müssen, daß sich die Bekenner des Sozialismus in ihrer Mehrheit an Selbstlosigkeit und Reinheit der Gesinnung, an Opfermuth und Ueberzeugungstreue mit der ganzen Christenheit der Vergangenheit und Gegenwart reichlich messen können; denn mehr kann ein Mensch für seine Ueberzeugung nicht thun, als für sie leben und sterben.

Auch die Art und Weise, wie der Sozialismus bekämpft wird, erinnert an die erste Epoche der Ausbreitung des Christenthums. Da der Sozialismus, ebensowenig wie seiner Zeit das Christenthum, mit Gewaltmitteln erfolgreich unterdrückt werden kann, auch wissenschaftlich unwiderlegbar ist, so versucht man ihn mittels Sophismen aller Art zu diskreditiren. Wie man Christus, mit dem man auch auf geradem Wege nichts anzufangen wußte, durch falsche Zeugen der „Gotteslästerung" anklagte, wie man ihm nachsagte, er strebe nach weltlicher Macht und wolle sich zum Könige der Juden machen, so sagt man vom Sozialismus, um den stupiden Haufen abzuschrecken, er wolle „theilen", „die Familie und Ehe abschaffen", sich die Alleinherrschaft anmaßen und dergleichen mehr. Bei selbständig denkenden Menschen verfangen derartige plumpe Fälschungen allerdings nicht, desto besser bei der kritiklosen großen Masse, der die größten Dummheiten immer am einleuchtendsten erscheinen, weil sie die geringsten Ansprüche an die Denkkraft stellen. Auch das Institut des falschen Zeugnisses, gewöhnlich in Form des Kronzeugenthums auftretend, ist gegen den Sozialimus in's Feld geführt worden, und man kann dreist behaupten, daß in jedem morbernen Sozialistenprozeß die Figur des gemietheten falschen Zeugen auf der Bildfläche erscheint. Auch das System, durch verfängliche Fragen selbstbelastende

Aeußerungen zu erpressen, wie es in der Frage vom Zinsgroschen (Marci 12. 14 — 18) prototypisch angedeutet ist, kommt gegen die Bekenner des Sozialismus mit Vorliebe in Anwendung. (Erst ganz kürzlich, im Monstre-Sozialistenprozeß zu Freiberg in Sachsen, ist dieses System wieder erprobt worden, indem ein Freiberger Großinquisitor, um den Nachweis zu erbringen, daß eine geheime sozialistische Organisation existire, an die Angeklagten die Frage richtete, ob ihnen die Verbreitung des Central-Organs der deutschen Sozialdemokratie erwünscht sei?! (Zu bedauern ist nur, daß die Angeklagten auf diese plumpe Frage minder diplomatisch antworteten, als seiner Zeit Christus auf die Frage vom Zinsgroschen.) Nun, das ist ein alter Kniff. Neuerdings hat man jedoch eine Maßregel gegen den Sozialismus entdeckt, deren Chimborasso-gemeinheit beinahe an Originalität grenzt. Es war dem amtlichen Organ der deutschen nationalliberalen Partei vorbehalten, die Regierung aufzufordern, „die Intelligenzen der Sozialdemokratie unbarmherzig materiell zu vernichten". Mit so raffinirt gehässigen und dabei die geistige Impotenz so frech verrathenden, feigen Mitteln ist wohl kaum jemals zuvor eine Bewegung bekämpft worden. Wer solche Mittel zur Unterdrückung eines Gegners empfiehlt, der ist moralisch bankrott, so bankrott, wie der feige Meuchelmörder, der seinem Feinde hinterrücks den Dolch in den Rücken stößt! Daß die herrschende Klasse thatsächlich zu solchen Mitteln greift, ist ein eklatanter Beweis für den moralischen Sieg der sozialistischen Idee. Der moralische Sieg aber hat den materiellen Sieg im Gefolge; das lehrt uns das Christenthum. Das mögen sich nur die modernen Machthaber merken: die moralische Uebermacht der sozialistischen Idee war schon auf Golgatha besiegelt, und heute feiert sie ihre Wiedergeburt, glorreich triumphirend über die Niedertracht von Jahrtausenden! —

Genau wie das Christenthum bei beginnender Verbreitung, hat auch der Sozialismus ein Martyrium erzeugt, das aller Verfolgungen spottet und für immer wachsenden Anhang sorgt. Trotz der Ausnahme-Gesetze, Polizeichikanen, Ausweisuugen, Freiheitsberaubungen und Todesurtheile, wie sie heute gegen Bekenner des Sozialismus an der Tagesordnung sind, sehen wir die sozialistische Bewegung in rapidem Wachsthum, sehen wir sie die Welt erobern. Anfänglich für eine unbedeutende, aussichtslose, fanatische Sekte gehalten, hat die sozialistische Partei heutigen Tages eine Weltbedeutung gewonnen, die ihr beinahe das Ansehen einer Großmacht sichert. Wie wäre das möglich, wenn nicht im Sozialismus als unvergänglicher Kern der Gedanke geborgen wäre, für den auch der große Nazarener gelitten hat: der Gedanke der Erlösung der Menschheit vom Joch der Unfreiheit? Die Veranlagung dieses Gedankens ist so alt, wie die menschliche Gesellschaft; immer reiner, klarer und bestimmter jedoch

tritt er hervor, immer gereinigter enthüllt sich der Kern aller menschlichen Moral, immer verbreiteter wird die Einsicht, daß friedliche Kultur auf der Basis der ökonomischen Freiheit und Gleichheit die wahre Religion sei, daß der Fortschritt der menschlichen Soziabilität die einzige Gottheit sei, vor der man das Knie zu beugen hat.

Der Sozialismus bedeutet einen gewaltigen Fortschritt auf dieser Bahn. Das Christenthum hat sich in seiner Form überlebt, nicht nur wegen der ihm anklebenden vernunftlosen Dogmen, sondern vornehmlich, weil es die ehrliche Arbeit mit orientalischem Pessimismus als einen Fluch betrachtet. Der menschlich-praktische Sozialismus dagegen preist die Arbeit als einen Segen der Menschheit, der nur dann zum Fluch wird, wenn die Früchte der Arbeit von Nichtsthuern genossen werden.

Von diesem Fluch die Menschheit zu befreien, ist die Aufgabe des Sozialismus, dieses wahrhaften Erben der Lehre Christi, dieser Gottesidee der Gegenwart und Zukunft.

Siegreich wie das Christenthum wird auch der Sozialismus seine Mission vollenden, um dereinst vielleicht noch würdigeren und besseren Fortschrittsideen Platz zu machen.

„Welchen Gedanken die Zeit
Einmal erkoren,
Der ist gefeit und beschworen
Und wird ewig wiedergeboren,
Trotz allem Widerstreit.

Seine Feinde mühen sich ab
Mit Schlingen und Banden,
Sie machten ihn gerne zu Schanden;
Und wenn er schon längst erstanden,
Hüten sie noch sein Grab!“

Finis.

Durch das **Verlags-Magazin** (J. Schabelitz) in **Zürich** kann bezogen werden:

Proletarier-Lieder.

Gesammelte Dichtungen

dem

arbeitenden Volke gewidmet

von

Maurice Reinhold von Stern.

Motto:
„Wider Herrn und Knechte,
Für des Freien Rechte.“

I. Lieferung.

Preis: 50 Pf. = 60 Cts.

Druck von J. Schabelitz in Zürich.